

# **E & EWALD EWALD**

**Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst**

**Ausgabe 20  
2015**

## MISCELLANEA ÜBER GLAUBEN UND WISSEN, NATUR UND BEWUSSTSEIN

### GLAUBE UND WISSEN

Glauben heiße: nicht wissen, so eine verbreitete Redensart. Was aber ist die Wirklichkeit?

„Glauben“ bedeutet an dieser Stelle „fest für wahr halten“. Der geistliche Begriff des Glaubens geht allerdings weit darüber hinaus. Das lateinische „credere“ wird etymologisch gerne als „das Herz geben“ gedeutet; etwas prosaischer kann man „glauben“ als „sich anvertrauen“ erklären. Hier in dieser Erörterung allerdings geht es nur um jenen oberflächlichen Begriff des Glaubens – der ja auch einmal zumindest im Neuen Testament auftaucht, in Jac. 2, 19.

Als sicherstes, exaktestes Wissen (sofern man dem Wort «exakt» einen Superlativ zugesteht) gilt das der Mathematik. Alles, jeder Satz wird logisch bewiesen.

Natürlich gilt diese Exaktheit nur mit Vorbehalt. Ganz trivial: wenn ich «q.e.d.» schreibe, muß ich mich noch erinnern können, was ich beweisen wollte, oder, wenn ich den Beweis schriftlich vor mir habe, muß meine Aufmerksamkeitsspanne ausreichen für den Satz, um den es geht, und den Beweis.

Mathematische Beweisführung setzt folglich den Glauben an das menschliche Gedächtnis und an die Konsistenz des Denkens voraus.

Sodann beruht jeder Satz, jeder Beweis auf Begriffen. Begriffe sollen für die Beweisführung definiert sein. Doch zur Definition von Begriffen bedarf es wiederum anderer Begriffe; es muß folglich erste Begriffe geben, die nicht mehr definiert werden können, sondern verstanden werden müssen.

Aber gehen wir davon aus – andernfalls würden wir die Gültigkeit jedweden Denkens verneinen –, daß die Mathematik wirklich exakte Ergebnisse bietet.

Doch um Sätze zu beweisen, bedarf es anderer Sätze, wenn vorhanden, schon bewiesener. Doch am Beginn allen Beweissens können logischerweise keine bewiesenen Sätze stehen. Es bedarf anderer Sätze, die als sicher wahr gesetzt werden, es bedarf der Axiome.

«Wenn nun das Wissen so ist, wie ich hier angenommen habe, so muss nothwendig die beweisbare Wissenschaft aus Sätzen hervorgehen, welche wahr sind, und welche die ersten und unvermittelt und bekannter und früher sind, und welche die Gründe für den Schlusssatz sind; denn so werden sich auch die eigenthümlichen obersten Grundsätze für das Bewiesene verhalten», so Aristoteles<sup>1</sup>. Axiome nennt er jene «eigenthümlichen obersten Grundsätze» (ἀρχαὶ οἰκεῖαι), jene Prinzipien, die «der, welcher irgend etwas lernen will, ... nothwendig innehaben muss».

Also beruht jeder Beweis auf der Voraussetzung unbewiesener, aber sicher wahrer Sätze; alles, was man weiß, weil es bewiesen ist, beruht auf Sätzen, deren Wahrheit man als sicher bewertet, mit anderen Worten: an die man glaubt. Kurz: jedes Wissen beruht auf Glauben.

Den Fundamentaltheologen überlassen bleibe hier die Frage, was für den Glaubenden und im besonderen den christlich Glaubenden die Axiome sind, die seinem geistlichen Wissen zugrunde liegen.

---

<sup>1</sup> Zweite Analytiken oder: Lehre vom Erkennen. Übersetzung durch Julius Heinrich von Kirchmann von 1877. Leipzig [o.J.]. 1. Buch, 2. Kap., § 2 / § 3. (Paragrafenzählung nach:) Aristotelis opera, hg. von I. Bekker, Berlin 1831 ff.

## NATURWISSENSCHAFT

Wissenschaft beschreibt ein System von Phänomenen; ihre Ergebnisse gelten nur, wenn nichts von außen in dieses System eindringt – es sei denn, man beziehe zusätzlich dieses Äußere in das System ein. Man kann den Wellengang etwa auf einem See durch topographische Gegebenheiten, Strömung und Wind beschreiben (wenn man grob genug beobachtet, so ist der Wellengang dadurch determiniert; betrachtet man freilich die Feinheiten, so entzieht er sich der genauen Berechenbarkeit). Fällt aber ein Stein ins Wasser, so ändert sich alles; und eine Berechnung ist nun unmöglich, solange man den Körper, der von außen kommt, nicht in die Berechnung einbezieht.

Menschliche Artefakte lassen sich bei Funden im Boden in der Regel sicher als solche erkennen. Ihre Herstellung entspricht den Naturgesetzen; und dennoch reichen die Naturgesetze nicht aus, ihre Entstehung befriedigend ohne menschliches Zutun zu erklären.

So wie die Naturwissenschaft nicht dem entgegensteht, daß Fremdkörper in ein lokales System eindringen und die Verhältnisse verändern können, wie sie nicht dem entgegensteht, daß Menschen die natürlichen Gegebenheiten verändern können, so kann sie nicht dem entgegenstehen, daß ein Einfluß von außen in unseren Kosmos eingreift, daß etwa der Schöpfer ein Wunder tut.

Der Schöpfer: kann nicht die Naturwissenschaft den Kosmos aus sich selbst erklären? Da ihre Gesetze Eigenschaften des Kosmos sind, setzen sie den Kosmos voraus und können ihn folglich nicht ursächlich erklären.

Wollte man aber behaupten, der Kosmos existiere aus sich selbst, so erklärte man ihn zum *ens a se*, also für göttlich.

## **Wunder**

Wunder wahrzunehmen stellt drei Voraussetzungen ans Weltbild:

I. Es muß naturwissenschaftlich sein, von Naturgesetzen ausgehen. Erkennte man solche nicht an, betrachtete man etwa, wie gewisse Strömungen des Islam, regelmäßiges natürliches Geschehen nur als Gewohnheiten Gottes, so wäre es sinnlos, ein bestimmtes ungewohntes Geschehen als Wunder herauszuheben.

II. Es muß Transzendenz kennen. Geschehnisse, die nicht den Naturgesetzen entsprechen, wären, wenn es niemanden außerhalb der Natur gäbe, der da handeln könnte, verblüffend, aber keine Wunder.

III. Es muß empirisch sein. Ginge man von Naturgesetzen aus, ohne die Empirie ihnen voranzustellen, so hätte man folgerichtig Geschehnisse, die ihnen nicht entsprechen, ohne weiteres zu leugnen.

## **NATUR, BEWUSSTSEIN UND WILLENSFREIHEIT**

Die Inhalte menschlichen Denkens und ihre geistige Verarbeitung vermag die Naturwissenschaft mehr oder weniger gut zu erklären – der Computer bietet ein Analogon –, ebenso die emotionale Färbung. Darum suchen materialistische Denker, das Bewußtsein zu erklären, indem sie es auf Bewußtseinsprozesse reduzieren (wozu freilich das Wort „Bewußtsein“, ein substantiviertes Verbum, einlädt). Doch das Eigentliche des menschlichen Bewußtseins ist etwas anderes: das Ich, das Selbst, die Seele, das Subjekt, das dieser Inhalte gewahr wird, diese Emotionen fühlt.

Dieses Subjekt entzieht sich materialistischer Deutung. Es ist die Voraussetzung, der notwendige Träger von Willensfreiheit. Darum wird von Materialisten, besonders von Hirnforschern, den „Neuromythen“ nach der Formulierung eines

kundigen und kritischen Hirnforschers<sup>2</sup>, die Willensfreiheit bestritten, an ihre Stelle werden physiologische Prozesse des Gehirns gesetzt.

Nehmen wir einmal im Sinne des Materialismus das Unmögliche an: Das Bewußtsein wäre ein Produkt des Gehirns, herausgebildet im Sinne der (aufs Geistige ausgeweiteten) Evolutionstheorie durch Mutation und Selektion; Willensfreiheit gäbe es nicht.

Nehmen wir das einmal an: Welch ein Aufwand wäre das wohl, Bewußtsein hervorzubringen – und das zu keinem evolutionären Zweck: ein Bewußtsein, das keine Willensfreiheit hätte, das das Verhalten nicht steuern könnte, nur passiver Zuschauer wäre, solch ein Bewußtsein wäre funktionslos, brächte keinen Überlebensvorteil.

---

<sup>2</sup> Felix Hasler: Neuromythologie / Eine Streitschrift gegen die Deutungsmacht der Hirnforschung. Bielefeld 2012

## **WUNDER – WAHRHEIT – WIRKLICHKEIT**

### **EINLEITUNG**

Gottfried Wilhelm Leibniz stellt die Frage: „Warum gibt es etwas und nicht vielmehr nichts?“ Von einem Wunder sprechen wir, wenn sich etwas Unerwartetes und nach den Maßstäben der Erfahrung Unerklärliches ereignet. Das Wunder gehört in den Bereich des Religiösen und Metaphysischen: Es ist ein Ereignis, von dem wir annehmen, daß es mit einer uns normalerweise unzugänglichen, nicht wahrnehmbaren Realität in Beziehung steht. Über Unerwartetes „wundern“ wir uns. Aber ist nicht die Tatsache, daß überhaupt etwas existiert, ein Wunder? Und dann, daß etwas lebt und sich fortpflanzt? Und schließlich, daß wir darüber nachdenken können? Ein gerade Vater gewordener Freund sagte, daß er die nicht verstehen könne, die nicht an Wunder glauben. Er müsse nur sein Kind ansehen – das sei doch ein Wunder.

Unser Nachdenken über Wunder im engeren Sinn, also über unerwartete, unerklärliche Ereignisse ist hier einzuordnen: Kosmos, Leben und Geist sind ja eigentlich auch unerwartet und unerklärlich. Wir haben uns nur daran gewöhnt.

Gibt es aber Wunder im engeren Sinn? Menschen der Moderne hegen gegenüber Wundern Zweifel: Nicht nur die alltägliche Erfahrung, auch die Erkenntnisse der Naturwissenschaften sprechen gegen deren Existenz. Wunder werden als etwas noch nicht Erklärbares angesehen. Weitere wissenschaftliche Erkenntnisse werden vermutlich zu deren Erklärung führen.

Versuchen wir, uns von den Grundlagen und der Frühzeit der Menschheit her dem Thema zu nähern.

## 1. DER GOTTESGLAUBE

Im Unterschied zum Rest der Schöpfung glaubt der Mensch (von Ausnahmen abgesehen), an eine irgendwie geartete unsichtbare Macht, der er sein Dasein verdankt und von der er abhängt. Schon bevor wir von Offenbarungen und übernatürlichen Phänomenen sprechen, nehmen wir den Menschen als ein transzendentes Wesen wahr, das über sich, Ursprung, Sinn und Ziel seines Daseins nachdenkt und dies außerhalb von sich selbst annimmt, nämlich in etwas „Höherem“. Dabei bleibt die Frage noch offen, ob der Glaube an die unsichtbare Welt der Wirklichkeit entspricht.

Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse der Neuzeit haben diesen „natürlichen“ Gottesglauben in eine schwere Krise gestürzt. Der folgenreichste Schlag war die Erfindung des Blitzzableiters, dem die Erkenntnis vorausgegangen war, daß Blitze physikalisch erklärbar elektrische Entladungen sind – und damit keine „Pfeile“ aus dem Jenseits. Aus dieser „natürlichen“ Erklärung eines bis dahin für übernatürlich gehaltenen Phänomens folgte der Verdacht, daß auch vieles oder gar alles, was man bisher auf das Wirken einer höheren Macht zurückgeführt hatte, mit dem Fortschritt der Naturwissenschaft natürlich zu erklären sei.

Übrigens hat diese „moderne“ Weltsicht, für die nur das existiert, was naturwissenschaftlich meßbar ist, zu dem Phänomen geführt, daß Menschen, die sich auf die Vernunft berufen, allen Ernstes behaupten, daß aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Gott gebe. Sie sind sich in ihrer naturwissenschaftlich eingeschränkten Weltsicht gar nicht mehr dessen bewußt, daß man für diese Behauptung einen wenigstens ebenso starken Glauben braucht wie den an Gott.

Es ist ein „unausrottbares“ Phänomen, daß der Mensch sich sein Leben und die Existenz der Welt nur mit etwas erklären kann, das außerhalb der erfahrbaren Welt liegt. Und wenn dieses „Etwas“ nicht Gott sein darf, weil nicht sein kann, greift er im Zweifelsfall auf Mikroorganismen zurück, die sich überall im Universum befänden und in einer Art von intergalaktisch-verschwörerischem unpersönlichem Denkvorgang die

Geschicke des Alls bestimmten, wie der Verfasser es einmal in Brandenburg gehört hat.

Wohl nicht zuletzt aus der Erkenntnis der eigenen Abhängigkeit von der „unsichtbaren Welt“ heraus haben alle menschlichen Kulturen Tempel und Kulte hervorgebracht. Das entspringt dem Bedürfnis des Menschen, die jenseitige Macht zu verehren, gütig zu stimmen oder zu bitten – einer „Götterangst“. Diese „(Rück-) Bindung“ an das Höhere heißt „Religion“.

Erst in der Moderne kommen Ideologien anscheinend ohne das Jenseits aus – aber nicht ohne Ersatzkulte, die das Leben irgendwie deuten und damit auch „sichern“ (Jugendweihe, Leninmausoleum, Hitlerdevotionalien). Auch gottlose Ideologien sind Glaube: Der Kommunismus z. B. verheißt die Herstellung des Paradieses auf Erden durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und der Arbeit. Wer vor dem Erreichen dieses Zieles stirbt, hat zwar persönlich Pech gehabt, aber er hat dem großen Ziel gedient und wird zum Heiligen, zum „Helden der Arbeit“.

Wenn es nun aber Gott, ein Jenseits, eine unsichtbare Welt geben sollte, kann man das erkennen? Kann man von irgend etwas, was unserer Erfahrung zugänglich ist, auf Gottes Existenz und sein Wirken schließen? Gibt es also eine für uns erkennbare Verbindung zwischen Diesseits und Jenseits?

## **2. OFFENBARUNG: ABRAHAM, MOSE, ISRAEL**

Die Bibel bezeugt, daß es Gott gibt, daß der Mensch ihn wahrnehmen kann und daß Gott sich dem Menschen offenbart. Die Erzählungen des Alten Testaments berichten von solchen Menschen. Abraham ist der erste und wird darum auch Stammvater des Glaubens genannt. Für das Volk Israel ebenso wichtig ist Mose, dessen Begegnungen mit Gott im brennenden Dornbusch, auf dem Sinai und später immer wieder im Bundeszelt Schlüsselszenen des jüdischen Glaubens und Selbstverständnisses sind.

Im Laufe der Befreiung Israels und des anschließenden Bundesschlusses geschieht das Unglaubliche: Gott läßt sich von Menschen sehen:

Nach dem Bundesschluß am Sinai heißt es (Exodus 24, 9-18):

Danach stiegen Mose, Aaron, Nadab, Abihu und die siebenzig von den Ältesten Israels hinauf, **und sie sahen den Gott Israels. Die Fläche unter seinen Füßen war wie mit Saphir ausgelegt und glänzte hell wie der Himmel selbst.** Gott streckte nicht seine Hand gegen die Edlen der Israeliten aus; **sie durften Gott sehen und sie aßen und tranken.** (...)

Dann stieg Mose auf den Berg, und die Wolke bedeckte den Berg. **Die Herrlichkeit des Herrn ließ sich auf den Sinai herab,** und die Wolke bedeckte den Berg sechs Tage lang. Am siebten Tag rief der Herr mitten aus der Wolke Mose herbei. **Die Erscheinung der Herrlichkeit des Herrn auf dem Gipfel des Berges zeigte sich vor den Augen der Israeliten wie verzehrendes Feuer.** Mose ging mitten in die Wolke hinein und stieg auf den Berg hinauf. Vierzig Tage und vierzig Nächte blieb Mose auf dem Berg.

Gott selbst wird für einige Auserwählte sichtbar, seine „Herrlichkeit“ aber auch für das ganze Volk.

Entscheidend für die sichtbare Gegenwart Gottes ist Exodus 33 und 34: Mose „nahm das Zelt“ (33, 7), das nicht das Bundeszelt sein kann, denn die Anweisung zu dessen Errichtung ist gerade erst ergangen, vielleicht ein älteres Zeltheiligtum. In diesem Zelt begegnet er Gott und spricht mit ihm „Auge in Auge, wie Menschen miteinander reden“ (33, 11). Dennoch bittet Mose ihn, seine Herrlichkeit sehen zu dürfen (33, 17). Die Begegnungen scheinen also irgendwie verhüllt verlaufen zu sein, nicht vollends offenbar.

Mose sagte zum Herrn: Du sagst zwar zu mir: Führe dieses Volk hinauf! Du hast mich aber nicht wissen lassen, wen du mitschickst. Du hast doch gesagt: Ich kenne deinen Namen und habe dir meine Gnade geschenkt. **Wenn ich aber wirklich deine Gnade gefunden habe, so laß mich doch deinen Weg wissen!** Dann werde ich dich erkennen und es wird sich bestätigen, daß ich deine Gnade gefunden habe. Sieh diese Leute an: Es ist doch dein Volk!

Der Herr antwortete: **Mein Angesicht wird mitgehen**, bis ich dir Ruhe verschafft habe. Mose entgegnete dem Herrn: Wenn dein Angesicht nicht mitgeht, dann führ uns lieber nicht von hier hinauf! **Woran soll man erkennen, daß ich zusammen mit deinem Volk deine Gnade gefunden habe? Doch wohl daran, daß du mit uns ziehst.** Und dann werden wir, ich und dein Volk, vor allen Völkern auf der Erde ausgezeichnet werden.

Der Herr erwiderte Mose: Auch das, was du jetzt verlangt hast, will ich tun; denn du hast nun einmal meine Gnade gefunden, und ich kenne dich mit Namen.

Im Gespräch zwischen Gott und Mose wird eine Intimität und Direktheit der Beziehung deutlich; die archaische „Gottesangst“ ist verschwunden. Mose bittet um Zeichen, die sein Vertrauen begründen sollen, da er Verantwortung für das Volk übernommen hat. Gott reagiert auf diese Bitte, indem er Mose seine Schönheit zeigt, nicht aber sein Angesicht, was für unsere Überlegungen bedeutend ist.

Dann sagte Mose: **Laß mich doch deine Herrlichkeit sehen!** Der Herr gab zur Antwort: **Ich will meine ganze Schönheit vor dir vorüberziehen lassen und den Namen des Herrn vor dir ausrufen.** Ich gewähre Gnade, wem ich will, und ich schenke Erbarmen, wem ich will. Weiter sprach er: **Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben.** Dann sprach der Herr: Hier, diese Stelle da! Stell dich an diesen Felsen! **Wenn meine Herrlichkeit vorüberzieht, stelle ich dich in den Felsspalt und halte meine Hand über dich, bis ich vorüber bin. Dann ziehe ich meine Hand zurück und du wirst meinen Rücken sehen. Mein Angesicht aber kann niemand sehen** (Ex 33, 12-23).

Nach dem Bundeschluß und der Offenbarung am Sinai baut Mose nach Gottes genauer Anordnung das (neue) Offenbarungs- oder Bundeszelt. Von der Einweihung berichtet Exodus 40. In unserem Zusammenhang wichtig ist nun Ex. 40, 34:

**Dann verhüllte die Wolke das Offenbarungszelt und die Herrlichkeit des Herrn erfüllte die Wohnstätte.** Mose konnte das Offenbarungszelt nicht betreten, denn die

Wolke lag darauf, und die Herrlichkeit des Herrn erfüllte die Wohnstätte.

Der unsichtbare und jenseitige Gott läßt seine „Herrlichkeit“ (קְדוּשָׁה – Schechina) sichtbar werden und mit seinem Volk ziehen. Bemerkenswert ist, daß die einstige „Intimität“ der Begegnungen zwischen Gott und Mose nun durch die Herrlichkeit Gottes einem ehrfürchtigen Abstand weicht.

Später sieht Mose Gott nicht mehr:

Wenn Mose das Offenbarungszelt betrat, um mit dem Herrn zu reden, hörte er die Stimme zu ihm reden. Sie sprach zu ihm von der Deckplatte her, die auf der Lade der Bundesurkunde lag, aus dem Raum zwischen den Cherubim (Dtn. 7, 89).

König Salomon wird das Zeltheiligtum durch den Tempel in Jerusalem ersetzen, wo die Herrlichkeit nun ihren festen Ort hat und Gott seinen Namen wohnen lassen will. Der König sagt am Tag der Tempelweihe:

Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels. Seine Hand hat ausgeführt, was sein Mund meinem Vater David verheißen hat, als er sprach: Seit dem Tag, da ich mein Volk Israel aus Ägypten führte, habe ich aus keinem der Stämme Israels eine Stadt für den Bau eines Hauses erwählt, **um meinen Namen dort wohnen zu lassen**. David aber habe ich zum Herrscher über mein Volk Israel erwählt. Mein Vater David wollte dem Namen des Herrn, des Gottes Israels, ein Haus bauen. Doch der Herr sprach zu ihm: Wenn du dir vorgenommen hast, meinem Namen ein Haus zu bauen, hast du einen guten Entschluß gefaßt. Doch sollst nicht du das Haus bauen; sondern erst dein leiblicher Sohn soll meinem Namen das Haus bauen. Der Herr hat jetzt sein Versprechen, das er gegeben hat, wahr gemacht: Ich bin an die Stelle meines Vaters David getreten und habe den Thron Israels bestiegen, wie es der Herr zugesagt hatte. **Ich habe dem Namen des Herrn, des Gottes Israels, das Haus gebaut** und darin einen Raum für die Lade geschaffen. Sie enthält die Tafeln des Bundes, den der Herr mit unseren Vätern geschlossen hat, als er sie aus Ägypten führte (I Kön. 8, 15-20).

Dies ist sozusagen der Endzustand im Alten Bund: Die Herrlichkeit Gottes hat ihren Ort in Jerusalem (und nur dort). Im Tempel – dem einzigen der Juden – geschieht demnach die räumlich-wirkliche Gottesbegegnung, die der inneren, geistlichen vorgeordnet ist, zumindest in der Sicht der Hohenpriester und der Tempelaristokratie.

In Opposition dazu treten regelmäßig Propheten auf, deren Tempelkritik sie in Lebensgefahr bringt. Die Pharisäer zur Zeit Jesu stehen ebenfalls in kritischer Distanz zum Tempel und haben daher im Rabbinentum dessen Zerstörung geistlich überstehen können.

### 3. JESUS VON NAZARETH: DAS REICH GOTTES

Wunder heißt im Griechischen θαῦμα = Wunder, Kunststück, Gauklerstück; etwas Staunenerregendes, dessen Zustandekommen man sich nicht erklären kann.

Im NT wird aber hauptsächlich von δύναμις = Macht(tat) gesprochen.

Johannes spricht nur von σημεῖον (Zeichen, Kennzeichen, Merkmal).

Jesus von Nazareth steht anscheinend eher auf der Seite der Tempelkritiker – was ihm ja auch zum Vorwurf gemacht wird (vgl. Mk. 14, 58; 15, 29!). Doch das Verhältnis Jesu zum Heiligtum ist tiefer: Als 12jähriger bleibt er „in dem, was seines Vaters ist“ (vgl. Lk. 2, 49).

Nach der Tempelreinigung kündigt er eine neue Ära der Gottesnähe an, die durch seinen Tod und seine Auferstehung anbricht:

Da stellten ihn die Juden zur Rede: Welches **Zeichen** läßt du uns sehen als Beweis, daß du dies tun darfst? Jesus antwortete ihnen: Reißt diesen Tempel nieder, in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten. Da sagten die Juden: Sechshundvierzig Jahre wurde an diesem Tempel gebaut und du willst ihn in drei Tagen wieder aufrichten? Er aber meinte den **Tempel seines Leibes** (Joh. 2, 18-21).

Vor dem Hintergrund des Alten Bundes ist zu verstehen, was die Schriften des Neuen Testaments über Jesus von Nazareth schreiben, nämlich daß in ihm die Herrlichkeit Gottes in Menschengestalt erschienen, hörbar, sichtbar und anfaßbar geworden ist:

- ◆ „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt und wir haben seine **Herrlichkeit** gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1, 14).
- ◆ „Was von Anfang an war, was wir **gehört** haben, was wir mit unseren Augen **gesehen**, was wir **geschaut** und was unsere Hände **angefaßt** haben, das verkünden wir: das Wort des Lebens“ (I Joh. 1, 1).

Die verhüllte Gegenwart Gottes, die sich sozusagen noch im Modus der Verheißung ereignete, ist erfüllt und enthüllt worden in Jesus Christus: „Wer mich sieht, sieht den Vater“ (Joh. 12, 45).

Bei der Taufe Jesu im Jordan zu Beginn seines öffentlichen Wirkens, durch die er kosmisch-symbolisch das Sündenleid aller Menschen, ja die Vergänglichkeit der ganzen Schöpfung auf sich nahm, „da öffnete sich der Himmel, und er sah den Geist Gottes wie eine Taube auf sich herabkommen. Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Gefallen gefunden habe“ (Mt. 3, 16b.17).

Das Öffnen des Himmels bedeutet, daß das Jenseits erfahrbar wurde. Romano Guardini schreibt dazu in „Der Herr“: „Die Schranke, die den allgegenwärtigen Gott in seinem Himmel, seinem seligen Bei-sich-Sein, von uns absperrt – nämlich der Mensch selbst in seiner gefallenen Geschöpflichkeit, und daß er die Welt mit sich gerissen hat und sie nun der Vergänglichkeit unterworfen ist (vgl. Röm. 8, 20) – diese Schranke tut sich auf.“

Der Geist Gottes – Gottes Liebe! – nimmt eine Gestalt an, was ja zumindest im Diesseits für einen Geist ebenso ungewöhnlich ist – für die Liebe noch mehr – wie die akustische Hörbarkeit der Stimme Gottes. Jesus nennt diese Überwindung der Jenseitsgrenze von Gott her das Reich Gottes, das er in seinem öffentlichen Wirken durch Wort und Tat machtvoll kundtut. Die Wunder Jesu sind materiale Konkretisierungen

dieser Gegenwart Gottes: Wo Gott ist, muß alles Unheil schwinden.

Das erste „Zeichen“ Jesu im Johannesevangelium ist das Weinwunder zu Kana. Die Erzählung endet:

Diesen Anfang der **Zeichen** machte Jesus zu Kana in Galiläa und offenbarte **seine Herrlichkeit**; und seine Jünger **glaubten** an ihn (Joh. 2, 11; Elberfelder Bibel).

In Jesus ist die Schechina, die Herrlichkeit Gottes, nach dem Tempelbau nicht nur wieder mobil, sondern persönlich geworden: Er und der Vater sind eins (vgl. Joh. 10, 30). Wo er ist, bricht das Heil an: Seine Zeichen machen Gottes Herrlichkeit offenbar (vgl. den Riß des Tempelvorhangs, Mt. 27, 51 par.) und wollen den Glauben der Menschen erwirken.

Glaubt mir doch, daß ich im Vater bin und daß der Vater in mir ist; wenn nicht, glaubt wenigstens aufgrund der Werke (Joh. 14, 11)!

Bemerkenswert für unser Thema ist die Geschichte von der blutflüssigen Frau:

Sie hatte von Jesus gehört. Nun drängte sie sich in der Menge von hinten an ihn heran und berührte sein Gewand. Denn sie sagte sich: Wenn ich auch nur sein Gewand berühre, werde ich geheilt. Sofort hörte die Blutung auf und sie spürte deutlich, daß sie von ihrem Leiden geheilt war (Mk. 5, 27 ff).

Denn völlig konsequent ergibt sich aus der Erkenntnis der Gegenwart Gottes auf der Erde der Wunsch nach Berührung, der sich aus der Hoffnung auf Heilung speist. Hier sehen wir einen Übergang vom Christusereignis zu den Wundern an heiligen Orten und Gegenständen.

Die Auferstehung Jesu von den Toten beseitigt für die Augenzeugen den letzten Zweifel an der machtvollen Wirklichkeit des Himmels so überzeugend, daß sie „unmöglich schweigen können über das, was (sie) gesehen und gehört haben“ (Apg. 4, 20) und bereit sind, dafür den Tod auf sich zu nehmen.

## 4. RELIQUIEN CHRISTI

(Literaturhinweis: Reiner Sörries: *Was von Jesus übrigblieb. Die Geschichte seiner Reliquien.* Kevelaer 2012)

Die Wunder Jesu und auch das Wunder aller Wunder, seine Auferstehung von den Toten, sind für die nachgeborenen Menschen nicht erfahrbar. Unser Glaube baut auf das Zeugnis der Zeitgenossen Jesu. Läßt Gott also sein Volk wieder „im Dunkeln“? Warum durften die Menschen vor 2000 Jahren etwas so Großartiges *sinnlich erleben* und wir nicht?

Seit der Himmelfahrt Jesu – bedeutet die Wolke, daß der Himmel sich dabei wieder geschlossen hat? – geht das Reich Gottes in eine neue Seinsweise über. Den in den Himmel schauenden Jüngern wird von einem Engel – einem Jenseitswesen immerhin – gesagt, daß er wiederkommen wird (Apg. 1, 11). Jesus hatte verheißen, daß er bei den Seinen bleiben werde bis zum Ende der Welt (= des Diesseits, Mt. 28, 20). Nun gilt, was er auf Erden gesagt hatte: „Gott ist Geist, und alle, die ihn anbeten, müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten“ (Joh. 4, 24).

Doch welche Folgen haben die Menschwerdung Gottes, die Öffnung des Himmels und das angebrochene Reich Gottes für die Nachgeborenen?

Für die ersten Christen war es selbstverständlich, Gegenstände, die Jesus berührt hatten, aufzubewahren und in Ehren zu halten. Auffällig ist das Interesse für die Grabtücher im Johannesevangelium (20, 5-7).

Im Grabtuch (Turin) sind Abdrücke des Gekreuzigten zu sehen, die nicht von Menschenhand gemalt sind. Noch eindrucksvoller ist das Muschelseidentuch von Manoppello, das den Auferstandenen zeigt und das voller Geheimnisse steckt, unter anderem, weil Muschelseide überhaupt nicht bemalbar ist, weil das Bild nicht von Menschenhand gemalt sein kann und weil das Gesicht exakt dem des Turiner Grabtuchs entspricht.

Daß der Abendmahlskelch aufbewahrt wurde, wäre nur allzu verständlich (heute in Valencia?). Auch daß sich die Jerusalemer Christen nach dem Jahr 313 noch erinnerten, wo das

Grab und das Heilige Kreuz waren, ist angesichts der Erzählkultur damals gut denkbar.

Das sind „Überreste“ der Inkarnation. Doch es sind nur „tote“ Gegenstände. Vielleicht geschahen damals an ihnen Wunder?

## **5. HEILUNGEN UND TOTENAUFERWECKUNGEN IN DER JUNGEN KIRCHE**

In der Apostelgeschichte (2, 43 u. ö.) wird berichtet, daß durch die Hände der Apostel viele Zeichen und Wunder geschahen – bis hin zu Totenerweckungen (9, 40). Solches geschieht in der jungen Kirche immer wieder, auch nach der Apostelzeit. Das, was die Zeitzeugen an Jesus erfuhren, geht weiter durch den „Leib Christi“, die Kirche. Die Schechina ist nach Christi Himmelfahrt „universal“ geworden.

Diese Wunder scheinen ein besonderes Phänomen der Anfangszeit zu sein. Sie wollen vom Äußeren zum Inneren führen, vom Spektakulären zum vertrauensvollen Glauben. Tatsächlich kann man hinsichtlich seines unmittelbar erfahrbaren Wirkens also von einem gewissen „Rückzug“ Gottes aus dem Diesseits sprechen. Er scheint die diskrete Gegenwart durch den Heiligen Geist in der Kirche, in der Seele des Menschen, im Wort des Glaubens und den Sakramenten zu bevorzugen.

## **6. ÜBERNATÜRLICHE PHÄNOMENE**

Für alle, die die Wunder Christi und seine Auferstehung nicht erlebt haben, besteht das Problem, daß der Glaube an ihn auf Zeugen angewiesen ist. Da auch die Zeitzeugen lange tot sind, entfernt sich das Konkrete und Überzeugende der Fleischwerdung des Wortes immer weiter. Glaubenszweifel sind natürlich.

Durch alle Zeiten berichten einzelne Menschen immer wieder von übernatürlichen Phänomenen, die häufig geradezu

eine Antwort auf den Zweifel zu sein scheinen. Hier sind wir bei der Kernfrage unserer Überlegungen: Ist der Himmel auch heute noch offen? Zugleich wird das Problem unserer Überlegungen aber auch nicht gelöst, wenn sich die übernatürlichen Phänomene als wirklich erweisen und nicht nur als „innere“ und damit zweifelhafte Vorgänge (Autosuggestionen). Denn wenn man das „Wunder“ nicht selbst erlebt hat, ist die Frage der Wirklichkeit ja durch lebende Zeitzeugen höchstens entschärft, aber nicht abschließend beantwortet.

Damit wird die Bedeutung der Wunder in der Zeit der Kirche eingeordnet: Sie sind nicht Teil des christlichen Glaubens, sondern – soweit sie wirklich sind – dienen ihm. Für den, dem ein Wunder geschieht, wird es existentiell sein, vielleicht auch für einen Ort, eine Gemeinschaft o.a. Immer aber dienen diese Wunder der Bestätigung oder Erinnerung des immer schon Geglaubten. Sie sind eben Zeichen, die dem Wesen, Leben und Wirken der Kirche unter- und auf diese hingebunden sind. Sie sind Hilfsangebote für den Glauben.

Das wiederum bedeutet: Man muß nicht an (die nach der Himmelfahrt Jesu „geschehenen“) Wunder glauben. Daher kann man sich dem Thema mit aller Offenheit und Neugier nähern, ohne sich gegebenenfalls ein „katholisches Augenzwinkern“ verkneifen zu müssen.

*(Frei nach Umberto Eco: „Nicht die Reliquie macht den Glauben, sondern der Glaube macht die Reliquie.“ Aus: Die Fabrikation des Feindes und andere Gelegenheitsschriften, o. S.)*

## **6.1 EUCHARISTISCHE WUNDER**

Ist bereits das schon erwähnte Grabtuch von Turin ein bemerkenswertes „Zeichen“, das auf die Göttlichkeit des Gekreuzigten hindeutet, so wird ab dem Hochmittelalter vermehrt von eucharistischen Wundern berichtet. Eines der wichtigsten ist das Blutwunder von Bolsena, von dem man bei Wikipedia liest:

„Der Priester Peter von Prag soll nach Zweifeln am Dogma der Transsubstantiation 1263 in Bolsena das Brot für die Kommunion gebrochen und dabei Blutstropfen darauf entdeckt haben. Papst Urban IV. ließ das Altartuch mit den

vermeintlichen Blutflecken nach Orvieto bringen. Das Blutwunder von Bolsena war Anlaß für die Einführung des Fronleichnamfestes 1264. Papst Nikolaus III. veranlaßte den Bau des Doms von Orvieto, in dem das Altartuch (Korporale) heute noch als Reliquie aufbewahrt wird.

Heute nimmt man an, daß die „Blutstropfen“ durch Prodigiosin rot gefärbte Kolonien von *Serratia marcescens* waren, die auf Brot und Hostien einen guten Nährboden finden („Hostienphänomen“) und darauf wachsen, wenn diese Materialien nicht ausreichend trocken gehalten werden. Der Grund dafür, daß dieses Phänomen erst im 13. Jahrhundert auftrat, dürfte sein, daß erst seit dieser Zeit unge-säuerter Teig für Hostien verwendet wird. Auf Sauerteigen kann das Bakterium nicht wachsen“ (Quelle: Wikipedia).

Thomas von Aquin hat das Offizium des Fronleichnamfestes übrigens in Orvieto zusammengestellt und verfaßt.

Trotz der zitierten naturwissenschaftlichen „Erklärung“ auf Wikipedia gibt es bis in unsere Zeit viele andere eucharistische Blutwunder, ja sogar solche, bei denen das gewandelte Brot sich in menschliches Herzgewebe verwandelt haben soll. Die Blutgruppe aller eucharistischen Wunder ist dieselbe (AB+).

Ein jüngeres Blutwunder ereignete sich in der 1990er Jahren in Buenos Aires.

Das Ereignis begann 1992 im selben Jahr und Monat, in dem Jorge Mario Bergoglio von Papst Johannes Paul II. aus der argentinischen Provinz zurückgerufen und zum Weihbischof von Buenos Aires ernannt wird. Alles geschah in der Pfarrkirche Santa Maria im Viertel Almagro y Caballito in der Altstadt von Buenos Aires. Am 1. Mai 1992, einem Freitag, wurden zwei konsekrierte Hostien auf dem Korporale des Tabernakels gefunden. Auf Anweisung des Pfarrers, Pater Alejandro Pezet, wurden sie in einen Wasserbehälter gelegt und im Tabernakel verschlossen, wie es in solchen Fällen üblich ist. Nach mehreren Tagen hatten sich die Hostien aber nicht aufgelöst. Eine Woche später, am Freitag, den 8. Mai 1992, waren die beiden Hostien wie mit Blut durchtränkt. Am Sonntag, den 10. Mai 1992, wurden während der Abendmesse auch auf der Patene, auf die die konsekrierte Hostie während der Eucharistiefeier gelegt wird, Blutropfen entdeckt. Das Blut wurde von einem Arzt und mehreren Hämatologen untersucht. Alle stellten zweifelsfrei fest, daß es sich um menschliches Blut handelte.

Am 15. August 1996, dem Hochfest Maria Himmelfahrt, als während der Heiligen Messe die Kommunionsspendung beendet war, näherte sich eine Frau Pfarrer Pezet und sagte ihm, sie hätte auf der Rückseite der Kirche eine offensichtlich profanierte Hostie gefunden. Der Priester eilte hinaus, um sie aufzulösen, und legte auch diese in ein Wasserglas, damit sie sich auflöst. Statt sich aufzulösen, verwandelte sich die Hostie jedoch in ein blutiges Fleischstück. Von dieser Metamorphose wurde umgehend der damalige Erzbischof von Buenos Aires, Antonio Kardinal Quarracino (1990-1998) und dessen Weihbischof Jorge Mario Bergoglio informiert. Dieser beauftragte den Pfarrer, von einem Fotografen alles ablichten zu lassen. Die Aufnahmen wurden am 6. September 1996 gemacht und nach Rom geschickt.

Als auch nach mehreren Jahren keine Zeichen eines Zerfallsprozesses erkennbar waren, erlaubte der inzwischen zum Erzbischof von Buenos Aires gewordene heutige Papst eine gründliche Untersuchung. Eine Gewebeprobe des Fleischstückes, in das sich 1996 die aufgefundene Hostie im Tabernakel verwandelt hatte, wurde gerichtsmedizinisch untersucht. Dabei wurde festgestellt, daß es sich mit Sicherheit um den Teil eines Menschenherzens handelt. **Wie das pathologische Institut weiter feststellte, mußte es sich um das Herz eines noch lebenden Mannes handeln. Es handelt sich um lebende Zellen.** Der beauftragten Gerichtsmedizin war die Herkunft der Gewebeprobe nicht mitgeteilt worden, um das Ergebnis in keine Richtung zu beeinflussen.

Im selben Jahr wurde der bekannte, unter anderem in Deutschland ausgebildete Neuropsychophysiologe Ricardo Castañón Gomez aus Bolivien mit der Durchführung einiger weiterer Untersuchungen beauftragt. Diesmal an beiden mutmaßlichen eucharistischen Wundern, jenem von 1992 und jenem von 1996. Am 6. Oktober 1999 entnahm Castañón in Anwesenheit von Vertretern des Erzbischofs und eines Notars je eine Blutprobe und schickte sie an das gerichtsmedizinische Institut *Forense Analytical* von San Francisco in den USA. Die Entnahme war vom Erzbischof mit Rom abgesprochen worden. Direkter Ansprechpartner war der Kirchenrechtler und heutige Kurienbischof Gianfranco Girotti, der Privatsekretär von Joseph Kardinal Ratzinger, dem damaligen Präfekten der Glaubenskongregation. Am 28. Januar 2000 wurde das Ergebnis bekanntgegeben. **Das Institut stellte fest, daß es sich um menschliches Blut handelte und bestätigte damit die bisherigen Untersuchungen. Der DNA-Code sei eindeutig menschlich.** Die Proben wurden ebenso an Professor John Walker von der *University of Sydney* in Australien geschickt, der unabhängig von den

anderen Untersuchungen feststellte, **daß die Muskelzellen und Weißen Blutkörperchen von einem Menschen stammen und vollkommen intakt sind. Aus den Untersuchungen ging zudem hervor, daß das Gewebe entzündet war, was bedeutet, daß die Person, zu dem es gehört, ein Trauma erlitten hatte.** 2003 teilte Walker Castañon mit, **daß die Proben mit einem entzündeten männlichen, nach allen Merkmalen noch lebenden Herzen übereinstimmen.**

Um die Sache weiter zu vertiefen, wurden daraufhin die Proben dem bekannten Spezialisten für Herzerkrankungen Frederic Zugibe von der *Columbia University* von New York, einem der renommiertesten Gerichtsmediziner der USA übermittelt. Am 26. März 2005 legte er das Ergebnis seiner Untersuchungen vor. Das analysierte Material stellte er als **Fragment des Herzmuskels fest, das aus der linken Herzkammer nahe der Aortenklappe stamme.** Die linke Herzkammer pumpt das Blut in alle Körperteile. Der untersuchte Herzmuskel, so Zugibe, befindet sich in einem entzündeten Zustand und enthält eine große Zahl weißer Blutkörperchen. **Das weise daraufhin, daß das Herz lebte, als ihm die Probe entnommen wurde,** da weiße Blutkörperchen außerhalb eines lebenden Organismus absterben. Mehr noch: die weißen Blutkörperchen sind in das Gewebe eingedrungen, was anzeigt, **daß das Herz eine große Streßsituation erlitten hat.** Auch Zugibe und sein Wissenschaftsteam **waren nicht über die Hintergründe und die Herkunft der Proben aus konsekrierten Hostien informiert** (Quelle: katholisches.info).

## **6.2 MARIENERSCHEINUNGEN, -WUNDER UND -WALLFAHRTSORTE**

### **6.2.1 Das Marienbild von Guadalupe**

Christoph Columbus landet Weihnachten 1492 an der amerikanischen Küste. Eine spätere Expedition mit der „Santa Maria de la Concepción“ (*Heilige Maria von der Empfängnis*) erreicht am Karfreitag 1519 die spätere Hafenstadt Vera Cruz. Die Eroberung des Kontinents durch die Spanier beginnt.

Zwei Jahre später ist das Reich der Azteken besiegt, in dem es noch Menschenopfer gab, die auf den Pyramiden durch das Herausschneiden des Herzens bei lebendigem Leib vorgenommen und wegen der Bedrohung durch die Spanier noch stark gesteigert wurden.

Zehn Jahre nach dem Fall des Aztekenreiches, beim Morgenrot des 9. Dezember 1531 erscheint am Ufer des Sees, der die Aztekenhauptstadt umgab, dem Indio Cuauhtlatoazin auf einem Hügel ein junges Mädchen und stellt sich ihm als „die vollkommene und immerwährende heilige Jungfrau Maria, die Mutter des einzig wahren heiligen Gottes“ vor. Cuauhtlatoazin war sieben Jahre zuvor als einer von wenigen Indios getauft worden und hatte die Namen der Apostel Johannes und Jakobus als Taufnamen bekommen (Juan Diego). Diese Begegnung fand an einem Ort statt, an dem die Azteken zuvor eine Getreidegöttin verehrt hatten. Aufgrund dieser Erscheinung wurden acht Millionen Indios Christen, die, wie überliefert ist, noch zehn Jahre zuvor die Spanier am liebsten in Kakao gekocht und verspeist hätten. Die Taufen fanden zu tausenden und hunderttausenden statt. Es ist das vielleicht bedeutendste Ereignis der letzten tausend Jahre. (Vgl. Paul Badde, Maria von Guadalupe, S. 21)

Ein Bericht über dieses Ereignis, der in einer Druckfassung von 1649 überliefert ist, berichtet:

„Die Gottesmutter Maria erschien einem Indio namens Juan Diego vom 9. bis zum 12. Dezember 1531 insgesamt viermal auf einem Hügel vor der Dammstraße zu der zerstörten Hauptstadt. Beim letzten Mal ließ sie ihr farbiges Abbild auf seinem Umhang zurück“ (zit. ebd. 24).

Über den Mantel und das Bild schreibt Paul Badde:

„Ursprünglich aber war das grobe Gewebe einmal eine »Tilma«, ein unter den Azteken übliches Übergewand in Form einer einfachen Decke, die ähnlich wie eine römische Toga als Mantel getragen und über der rechten Schulter verknötet wurde. ... Die Mantelschürze ... ist mit dem einzigartigen Bild eines Mädchens mit gefalteten Händen versehen. ... Sie ist ein junges Individuum mit noch rätselhaftem Ausdruck als Leonardo da Vincis Mona Lisa, bekleidet mit einem Blumengewand, über dem sie einen meeresgrünen Mantel von orientalischem Schnitt, geschmückt mit sechsundvierzig Sternen trägt. Goldene Sonnenstrahlen umrahmen sie. Sie steht auf einer schwarzen Mondsichel, in einem rosafarbenen mandelförmigen Oval, das sich in einer dichten Wolkendecke öffnet. Wegen ihrer bronzenen, oliven-

farbenen Gesichtszüge nennen die Mexikaner das Mädchen »Die kleine Braune«, La Morenita. Diesem Bild verdankt sich die Entstehung Mexikos als einer modernen Nation. In der Geschichte der Völker gibt es zu diesem Phänomen nichts Vergleichbares, weder im Altertum noch in der Neuzeit – und es gibt auch nichts Vergleichbares zu dem Bild der Jungfrau von Guadalupe“ (zit. ebd. 22).

Der Mantel ist bis heute erhalten, obwohl die Agavenfasern, aus denen er gefertigt ist, nach zwanzig Jahren zerfallen, ebenso die Farben des Bildes. Das Bild ist nicht von Menschenhand gemalt: Es weist keine Farbspuren aus irgendwelchen meßbaren Stoffen auf.

Diese Erscheinung stellt ein übernatürliches Phänomen zu Beginn der Neuzeit dar, das, wenn man es als wahr ansieht, in Beziehung zur Entdeckung Amerikas, zur abendländischen Kirchenspaltung und zur Entstehung der Moderne steht.

Bei einer photographischen Untersuchung (Manuel Ramos 1929) hat man im Lichtfleck des rechten Auges des Marienbildes die Silhouette eines bärtigen Manns entdeckt, der Juan Diego sein soll.

Diese Untersuchung wurde am 29. 5. 1951 vom Photographen José Chávez wiederholt, der das Ergebnis bestätigte – und zwar für beide Augen.

Es gab weitere Untersuchungen, die das Ergebnis bestätigten, ja noch vertieften, weil die Forscher Lichtreflexe auf der Hornhaut beider Augen in Konfigurationen vorfanden, wie sie erst seit dem 19. Jahrhundert bekannt sind (1956), und weil mit Vergrößerungsgläsern an den Augen ein Phänomen beobachtet werden konnte, das zwar bei lebendigen Augen und auf Photos, nicht aber auf Gemälden auftritt (1958). 1963 stellten Spezialisten der Firma Kodak fest, daß es „den Charakter einer Photographie“ habe (Vgl. Badde 46f).

1979 begann José Aste Tönsmann Forschungen mit moderner Technik an den Augen der Jungfrau, die bis heute andauern. Die Farben zeigen physikalisch „unmögliche“ Eigenschaften (vgl. Badde 47f).

Bei diesen Untersuchungen stellte sich u. a. heraus, daß eine ganze Personengruppe zu erkennen ist, darunter Juan Die-

go, den Bischof und sein Dolmetscher, wie es dem Bericht von der vierten Erscheinung entspricht.

### **6.2.2 Wunder durch Maria und die Heiligen (Wallfahrtsorte)**

In der jüngeren Neuzeit mehren sich die Berichte von Erscheinungen und Wundern an bestimmten Orten, die dadurch zu Marienwallfahrtsstätten geworden sind. Am berühmtesten in Europa ist wohl Lourdes; später wird Fatima wichtig – beides durch Erscheinungen der Gottesmutter. In Lourdes spielt das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis eine zentrale Rolle, in Fatima (übrigens der Name der vierten und jüngsten Tochter des islamischen „Propheten“ Mohammed) die kommenden Katastrophen des 20. Jahrhunderts.

Bereits im 17. Jahrhundert entstand durch eine Stimme aus dem Jenseits der niederrheinische Wallfahrtsort Kevelaer, wo auch Wunderheilungen geschehen sind. Das Gnadenbild, das ja eigentlich ganz irdisch ist, wurde zum Trost der kriegsgeplagten Menschen und zur Stärkung des katholischen Glaubens nach der Reformation und der Entstehung der protestantischen Niederlande.

In Italien des XX. Jh. spielte Pater Pio zu Lebzeiten eine spektakuläre Rolle im Glaubensleben vor allem der einfachen Leute. Heute noch sieht man in vielen Bars, Geschäften und Taxis sein Bild. Er trug die Wundmale Jesu, hatte die Gabe der Bilokation und erfaßte im Beichtstuhl bei fremden Pönitenten sofort zielsicher deren eigentliches Problem.

Viele Menschen werden durch Berichte von solchen Phänomenen angezogen, sie pilgern oft in großer Zahl zu den Orten des Geschehens. Dort geschehen dann nicht selten unerklärbare Heilungen an Leib und Seele.

Die Kirche geht mit solchen Phänomenen stets kritisch um. Sie setzt Untersuchungen an. In Lourdes werden bei einer vermuteten Wunderheilung sogar erklärtermaßen atheistische Ärzte mit der Untersuchung betraut.

Ich selbst habe nie ein solches „Wunder“ erlebt. Wohl kenne ich einen Menschen, der berichtet, in Lourdes geheilt worden zu sein. Mit den Maltesern war ich schon einige Male in Lour-

des. Im Jahr 1948 begleitete Philipp Freiherr von Boeselager auf Bitten eines Bekannten ein schwerkrankes, im Sterben liegendes Mädchen nach Lourdes, die Tochter eines protestantischen Kriegskameraden, der ihn um die Begleitung gebeten hatte. Dort brachte er es in ein Hospital in der Nähe der Grotte. Als er zwei Tage später an der Gave entlang zu Grotte lief, kam ihm sein ehemaliger Schützling geheilt und munter entgegen. Er gründete daraufhin den Malteser-Lourdes-Krankendienst (vgl. [lourdeszug.wordpress.com/about/](http://lourdeszug.wordpress.com/about/)). In seinem Bericht über dieses Ereignis sagt er, daß er über diese plötzliche Nähe Gottes geradezu erschrocken sei.

Alle diese Erscheinungen und Wunder setzen, soweit sie echt sind, das fort, was Jesus Christus begonnen hat: Das Reich Gottes ist nahe und wirkt offenbarend und heilend. Die so entstehenden „heiligen Orte“ sind nicht mehr so wie der Jerusalemer Tempel zu verstehen. Auch an Wallfahrtsorten geht es um die Anbetung Gottes „im Geist und in der Wahrheit.“ Auch hier will Jesus, daß wir ihn erkennen und an ihn glauben.

Wunder stärken den, der glaubt. Sie helfen dem, der zweifelt. Nicht mehr und nicht weniger.

## **7. DAS WUNDER DES MALACHIAS UND DER NIHILISMUS**

1938 erscheint Bruce Marshalls Roman „Das Wunder des Malachias“ (Father Malachy's Miracle), in dem der katholische Pater Malachias, der in einer Pfarrgemeinde zu Gast ist, um diese im Choralsingen zu schulen, mit dem anglikanischen Ortsgeistlichen über die Frage spricht, ob auch heute noch Wunder möglich seien wie zur Zeit Jesu. Der Anglikaner glaubt überhaupt nicht an Wunder. Er sieht sich als einen aufgeklärten und modernen Mann, der die Märchengeschichten der Vergangenheit höchstens symbolisch verstehen kann. Malachias behauptet dagegen, daß Wunder heute ebenso möglich seien wie damals. Sie machen eine Wette: P. Malachias will den in der Straße liegenden und moralisch anrühigen

Tanzpalast verschwinden lassen. Um Mitternacht treffen sie sich vor dem Tanzpalast, Malachias läßt diesen sich in die Luft erheben und versetzt ihn auf einen Felsen im Meer.

Nun ist die Aufregung groß in der Öffentlichkeit groß: Zweifellos steht der Tanzpalast nicht mehr dort, wo er vorher war, aber an ein Wunder will niemand in Politik, Medien und öffentlichem Establishment glauben. Ist es eine Sinnestäuschung oder gar eine Verschwörung des Vatikan? Die Geschäftsleute erwachen als erste aus der Schockstarre und organisieren eine Fährverbindung zum Tanzpalast. Das Leben geht weiter, das Wunder hat keine Wirkung bei denen, die es nicht glauben wollen.

Hier zeigt sich der Kern des Problems: Wer an Gott glaubt, wird es für möglich halten, daß er auch heute wunderbar handelt. Wer nicht an ihn glaubt, wird sich von Wundern nicht überzeugen lassen, wie es auch in der Erzählung Jesu vom reichen Prasser und vom armen Lazarus gesagt wird:

Darauf sagte Abraham: Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht (Lk. 16, 31).

In einem anderen Zusammenhang erläutert der Journalist Jürgen Liminski in seinem Buch „Die verratene Familie. Politik ohne Zukunft“ (Augsburg 2007) den Nihilismus als Grund für die Ablehnung der Realität: „Das ist die Quintessenz des Nihilismus, die Verneinung an sich. (...) Verneinung als Prinzip im Dienst der eigenen Autonomie. Es ist, wie (der bretonische Schriftsteller Ernst) Hello (in seinem Buch ‚Welt ohne Gott‘) fragend schrieb, eine «Leidenschaft, die das Nichts zum Gegenstand hat. Gibt es diese Leidenschaft bei der Menschheit? Hat sie einen Sinn? Nein. Aber diese Leidenschaft enthält ein Geheimnis: Die Liebe zum Nichts ist der Haß gegen das Sein»“ (a.a.O. 48 f).

Könnte die Ablehnung der Wunder hier ihren Grund haben?

## FELIX CULPA – VON DER NOTWENDIGKEIT DER SÜNDE

Natürlich gibt es keine heilbringende Schuld, auch wenn einem in mancher Osternacht anderes gesungen und gesagt wurde. Nein, *o certe necessarium Adae peccatum* heißt einfach nicht *O wahrhaft heilbringende Sünde des Adam*, selbst wenn es die einschlägigen liturgischen Bücher so behaupten. Aber eine korrekte Übersetzung verschiebt das Problem zunächst einmal nur: *o wahrlich notwendige Schuld Adams*. Gibt es eine nötige Schuld und ist diese vielleicht notwendig oder ist es gar eine glückliche Schuld?

Natürlich ist Schuld im ontologischen Sinne nie notwendig, sie verkehrt den Menschen und seine Beziehung zu Gott; sie trennt vom Heil; sie – die Sünde – sondert ab!

Aber jetzt mal rein praktisch für uns Menschen in dieser gefallenen Welt, die aber andererseits die einzige ist, mit der wir arbeiten können. Welche Rolle kann Sünde da spielen?

Bei Bruce Marshall las ich die Beschreibung: Sünden sind wie Bunker beim Golfspiel: man muß sie natürlich zu vermeiden suchen, aber ohne sie ist das Spiel langweilig!

Nochmals unsere Frage: Welche Rolle kann Sünde spielen?

Antwort: Sie bewahrt vor Langeweile!

Spielen wir das dann doch an einem Beispiel durch. Ich wähle dabei Sünden gegen das sechste Gebot. Vielleicht, weil man nach Dante wegen der Todsünde der Wollust in Hölle und Fegefeuer noch relativ gut angesiedelt ist<sup>3</sup>, vielleicht aber auch, weil ich mich in Sünden aus dem Bereich

---

<sup>3</sup> In der Hölle z.B. im zweiten Kreis, ganz knapp unter dem Limbus!

Geiz/Neid/Wirtschaftskriminalität erst noch aufwendig einzuarbeiten hätte.<sup>4</sup>

Im Netz fand ich folgenden Text:

Think on this. 200 years ago, if a young man and woman were filled with passionate love-lust for each other, and said 'to hell with morality, we're making love', they were doing what they knew they shouldn't. They were tasting the forbidden fruit. And, in all likelihood, they were very happy doing it. I hold that the modern world has no idea what it's like to taste forbidden fruit – not for any lack of eating it – but because it is fed to them from kindergarten.<sup>5</sup>

Der Geschmack der verbotenen Frucht – spannend und schrill.

Giovanni Guareschi beschreibt in einer seiner Don Camillo-Geschichten<sup>6</sup> „den Smilzo“ der mit seiner „Genossin“ in „wilder Ehe“ zusammenlebt. Mit aller Melodramatik der Poebene haut man sich große Worte um den Kopf:

Wenn der liebe Gott gewollt hätte, daß Männer und Frauen sich nur nach der Heirat vereinigen können, dann hätte er außer Adam und Eva auch einen Priester ins ... Paradies gesteckt.

Die Dummköpfe, die alle Schönheit der Vereinigung zweier Zwillingseelel damit verpfuschen, daß sie einen Bürgermeister dazwischen setzen<sup>7</sup>.

Zum Eklat kommt es, als das Kind der „Schamlosen“ getauft werden soll. Die Lösung ist verblüffend: Beide sind schon seit Jahren heimlich verheiratet, aber da die „Ehe Opium für die Liebe ist“ und man „für den Sieg der Idee Opfer bringen“ muß,

---

<sup>4</sup> Meine Steuersumme macht es mir nicht möglich, Tausende von Geldeinheiten zu hinterziehen. In schwachen Stunden bedauere ich dies!

<sup>5</sup> [badcatholicblog.blogspot.com/2011/08/yall-suck-at-sinning.html](http://badcatholicblog.blogspot.com/2011/08/yall-suck-at-sinning.html) ist der Link, der im Nebel endet, aber da das Netz nicht vergißt, zitiert hier: [elsalaska.twoday.net/stories/38759182/](http://elsalaska.twoday.net/stories/38759182/)

<sup>6</sup> G.Guareschi, gente così / piccolo mondo, dtsh.: ... und da sagte Don Camillo ...; In wilder Ehe

<sup>7</sup> In meiner Ausgabe (Rüschlikon 1982) S. 6

haben sie dies nicht nur bisher verheimlicht, sondern es soll als Beichtgeheimnis auch weiterhin geheim bleiben.

Der Geschmack der verbotenen Frucht – spannend und schrill, wild und provokant!

Spätestens dreißig Jahre nach Guareschis provokantem Idyll ist der Traum ausgeträumt. Die Einstellung zur Ehe ohne Tauschein hat sich geändert; vielleicht ist das gut, aber „wild“ ist da nun wahrlich nichts mehr. Nein, gibt es etwas spießigeres als das Lied *Ein ehrenwertes Haus* des österreichischen Sängers Udo Jürgen Bockelmann aus dem Jahre 1975. In einer Argumentationsstruktur, die in etwa nach dem Schema läuft: Mein Nachbar ist Kettenraucher, also darf ich natürlich stehen, wirft das litterarische Ich allen Mitbewohnern des titelgebenden Hauses diverse Fehler und Schwächen vor. Aus diesen zieht dieser Blockwart der Schlagerwelt dann den Schluß, daß solche Leute ihm gegenüber nicht mehr kritikberechtigt sind. Geht es noch biederer?

Der Geschmack der verbotenen Frucht ist faulig, ja ranzig geworden!

Was aber bleibt, wenn es wirklich schrill sein soll, wild und spannend? Was bleibt?

Eigentlich sind da nur zwei Wege erkennbar:

(1) Der Zölibat – über diesen leichteren der beiden Wege hat schon Hans Conrad Zander im letzten Jahrtausend erhellen-des<sup>8</sup> gesagt;

Und (2) – die strenge Monogamie<sup>9</sup>.

Beides wunderbar schrille Lebensentwürfe, wild und provokant bis ins Mark; Sünden allerdings sind beide nicht!

---

<sup>8</sup> H.C. Zander, Argumente für das Zölibat - Ein Schwarzbuch, Düsseldorf 1997

<sup>9</sup> In den VSA entwickelt sich seit einigen Jahren eine Bewegung mit purity balls und öffentlichen vorehelichen Keuschheitsversprechen - Wie weit da das Langeweilependel irgendwann zurücksschwingt bleibt abzuwarten. Im Moment sind dieses movements zumindest für den Spiegel und seine Freunde hinreichend schrill!

## «KYRIE ELEÏSON»

Christus, eins mit dem Vater, steht im Mittelpunkt des christlichen Glaubens. Doch kann es auch eine falsche, das heißt: nicht trinitarisch verankerte Christozentrik geben. Und tatsächlich habe ich den Eindruck, daß eine Sicht Christi, die ihn von der göttlichen Wesenseinheit abtrennt, ohne ihn deshalb sogleich auf einen nur menschlichen Wanderprediger zu reduzieren, sich auch in der Kirche ausgebreitet hat. So ist oft zu erleben, daß er in unseren Gottesdiensten angerufen wird ohne trinitarischen Bezug.

Woher kommt solche Verzerrung?

Vor etwa einem Vierteljahrhundert redete ich mit einem Mann, der unter dem Einfluß der Gedankenwelt der neognostischen Richtung des damals so genannten „New age“ stand (nunmehr heißt es „Esoterik“ – Welch ein Ausdruck für Ideen, die ganze Regale in den Buchhandlungen füllen!). Dieser Mann sprach, recht begeistert, von einem „Christusgeist“, den er durchaus im historischen Jesus Christus personifiziert fand. Aber dieser „Christusgeist“ wurde offenkundig fernab von Gott gesehen, hatte also nichts gemein mit dem fleischgewordenen wesensgleichen Wort des Vaters.

«Eine klare Trinitätslehre ist eine wichtige Voraussetzung für das Verständnis des Sühnetodes Christi» – mit diesem Satz beschließt P. Bürgener sein Heft über die Trinität; das heißt, solche „esoterische“ Umdeutung Christi ist mit christlichem Glauben unvereinbar.

Daß das ganze Kyrie an Christus gerichtet sei, ist eine fixe Idee, als deren Protagonist J.A. Jungmann erscheint. Sein Beleg: «In den meisten Fällen aber, insbesondere auch innerhalb der orientalischen Diakonallitanei, wo das κύριε ἐλέησον

ja heimisch ist, zeigt die Fassung einzelner Rufe des Diakons mehr oder weniger deutlich, daß man sich mit dem κύριε an Christus wenden will» (M.S. I, S. 440). Konkrete Belege: keine, nur eine Anmerkung, in der außer auf ein anderes Werk von J.A. Jungmann auf zwei grundsätzlich andere, lateinische liturgische Texte hingewiesen wird.

Die wirklich ältesten Quellen, die zu finden sind, sind die Diakonallitaneien in den Apostolischen Konstitutionen und bei Johannes Chrysostomos, beide bei Brightman zitiert. In den Konstitutionen – natürlich zu erwarten angesichts der theologischen Tendenz dieser Texte – ist eindeutig der Vater angesprochen, in der Litanei für die Katechumenen heißt es unter anderem (S. 4, Z. 10): «Ἀποκαλύψη αὐτοῖς τὸ εὐαγγέλιον τοῦ Χριστοῦ αὐτοῦ – Er enthülle ihnen das Evangelium seines Christus.» Bei Johannes Chrysostomos (bei Brightman App. C) heißt es zu Anfang der Litanei für die Katechumenen (S. 471, Z. 7): «Ἴνα ὁ παντελεήμων καὶ οἰκτίρμων Θεὸς ἐπακούσῃ τῶν δεήσεων αὐτῶν – Daß der allerbarmende und barmherzige Gott ihre Bitten erhöre» und als Schlußformel nach dem Engel des Friedens, der die Litanei beschließt (Z. 32): «Ἐαυτοὺς τῷ ζῶντι Θεῷ καὶ τῷ Χριστῷ αὐτοῦ παράθῃσθε – Übergebt euch dem lebendigen Gott und seinem Christus» – in dieser Formulierung ist ganz deutlich mit «dem lebendigen Gott» der Vater gemeint; dementsprechend bezeichnet auch «der allerbarmende und barmherzige Gott» den Vater, nicht etwa Christus. Und in der Litanei nach dem Pater noster (S. 475, Z. 6-7): «Ὑπὲρ πάντων τῶν ἐν Χριστῷ κεκοιμένων ... – Für alle in Christus [also nicht: in Dir] Entschlafenen ...».

Die älteste texthaltige Quelle im römischen Westen dürfte die Deprecatio Gelasii sein, die Jungmann sechs Seiten zuvor (I, S. 434) zitiert. Hier ist primär die Dreifaltigkeit angesprochen: das erste Kyrie eleison wird eingeleitet mit: «Patrem ... et Dei Filium ... et Sanctum Dei Spiritum ... invocamus.» Die folgenden Anrufungen sind oft an Christus gerichtet, doch einige meinen den Vater, so die I.<sup>10</sup>: «.. divinae bonitatis opulentiam

---

<sup>10</sup> Jene erste, einleitende ist in Jungmanns Numerierung nicht mitgezählt.

deprecamur», noch eindeutiger die VII.: «.. omnipotentis Dei misericordiam obsecramus»; die IV. scheint an den Heiligen Geist gerichtet: «.. largitorem spiritalium munerum obsecramus».

Das «Christe eleïson» ist zum ersten Mal durch Gregor d. Gr. bezeugt, vielleicht von ihm eingeführt, anfangs anscheinend ebenso oft gesprochen wie «Kyrie eleïson». In der Folge kam es zu den wechselnden Rufen: «Kyrie eleïson – Christe eleïson – Kyrie eleïson», im Stundengebet einfach, in der Messe jeder Ruf dreifach, auf die Perichorese gedeutet. In diesem Gebrauch der lateinischen Kirche ist also die alte westliche trinitarische Auffassung des Kyrie bewahrt.

Also: im Osten ist «Kyrie eleïson» an den Vater gerichtet, im Westen an die Dreifaltigkeit oder im Wechsel an deren Personen.

Doch im Novus Ordo missae ist die trinitarische Ausrichtung überdeckt: zunächst wird jeder Ruf nur noch zweimal gesprochen, so daß der Blick auf die Perichorese wegfällt. Sodann bietet die Form C des Bußaktes eine in der Art von Tropen erweiterte Kyrielitanei, in der auch bei den «Kyrie»-Versen eindeutig Christus angeredet wird. In der Folge haben im deutschen Gebrauch weitere tropenartig erweiterte Kyrie-Litaneien, im alten wie neuen GL ausgiebig vorhanden<sup>11</sup>, die Ausrichtung auf die Dreifaltigkeit weitgehend verdrängt.

#### Literatur:

F.E. Brightman: Liturgies / Eastern and Western. Vol. I. Eastern Liturgies. Oxford 1896 / 1965

P. Karsten Bürgener: Die Bibel, die Kirche und die heilige Trinität. Bremen o.J. [2015]

Josef Andreas Jungmann: Missarum Sollemnia. Wien 1948 / 1962

---

<sup>11</sup> Altes / neues GL: Nr. 56 / 163.4, 103 / 158, 129 / 159, 175 / -, 485 / 164, 495 / 163, 522 / -, 524 / 160. Einmal wurde im alten GL sogar in der deutschen Fassung des untropierten Textes «Kyrie» zu «Christus, Herr» (506/1.).

## MYSTIK JETZT

Da geh ich nachts durch meine Heimatstadt.

Jetzt nicht so richtig nachts, sondern eher kurz nach Zehnuhr.

Ich erreiche – mitten in der Stadt – einen Parkplatz „an der Klosterstraße“ und auf einmal ist: Ruhe / Nichts / Stille ...

Keine Störung – mit Händen zu greifende (fast schon aggressive) Heiligkeit ...

Und dann fange ich steinzeitlicher Musiker an zu begreifen:

Jahrhunderte haben fromme Frauen hier Psalmen gebetet; und nachdem das Beginenkloster aufgehoben wurde, kam ins Haus die Synagoge – und fromme Juden haben Psalmen gebetet.

Und dann stehe ich – Nichtfrau und Nichtjude – mitten in der Nacht auf einem Parkplatz und möchte mir die Socken ausziehen, weil ich merke: „Dies ist heiliger Boden“ – das Gebet der Alten ist in die Steine eingesickert und der Stein atmet jetzt aus und ich darf dies erleben.

Aber da ich in der Nachtlichtmeßzeit üblicherweise keine Socken trage, kann ich mir den Aktionismus sparen. Ich stehe, ich schweige, ich höre die Mütter und die Stiefväter – und ich glaube und frohlocke: Heilige Erde – Niederrhein!

## WAS IST EIGENTLICH ABENDLÄNDISCH?

«Unser Ziel ist, die abendländische Kultur zu bewahren und zu fördern», erklärt die «Interessengemeinschaft Abendland». Nur: was ist das? Sicher, über Liturgie, Musik und kirchliches Leben haben wir uns schon ausgiebigst verbreitet. Aber die Kultur beschränkt sich ja nicht auf diese – freilich herausragend wichtigen – Bereiche. Darum will ich hier einige andere Bereiche kurz in den Blick nehmen.

Zunächst: unser Abendland. Seit Herodot zumindest sieht man den Gegensatz von Europa und Asien; demnach sollte man auch Griechenland zum Abendland zählen. Doch hier geht es um das lateinisch geprägte, sozusagen das abendländische Abendland, diesseits der Kulturgrenze, die Litauer und Polen von Russen und Ruthenen, Ungarn von Rumänen, Kroaten von Serben, Gegen von Tosken, Italiener von Griechen trennt.

Es ist keineswegs eine Eigenheit der abendländischen Kultur, Einflüsse von außen zu meiden. Der Beitrag des Morgenlandes, der Beitrag Griechenlands zu unserer Kultur ist ja grundlegend; Papier und Nudeln kommen aus China, die arabischen Ziffern aus Indien. Auch in Restaurants mit exotischer Küche, vom Syrer bis zum Japaner, essen zu gehen ist Teil der neuzeitlichen abendländischen Kultur.

Andererseits ist nicht alles gut, was abendländisch ist. Sklaverei war in der antiken Kultur normal, Leibeigenschaft wurde es im Mittelalter – niemand (so hoffe ich) wird sich solches zurückwünschen.

Also: exotische Einflüsse sind willkommen, manche abendländischen «Kulturgüter» unerwünscht, unerfreulich – was ist

da das Abendländische, das wir «bewahren und fördern» wollen?

Vor allem ist es natürlich das Christentum, sodann die abendländische Philosophie, die schon seit zweieinhalb Jahrtausenden ihren Kampf gegen die Hydra der Dummheit führt (ein Kampf, der in den letzten vier Jahrhunderten so sehr erschlaft ist<sup>12</sup>). Und es ist die abendländische Kunst – eine Kunst, deren Kern sakral ist, so die geistliche Musik von der Gregorianik bis zur Polyphonie der Renaissance und des Barock.

Doch hier soll die Rede sein von der abendländischen Kultur des Alltags und von dem, wovon sie angegriffen wird.

Wogegen wir uns wenden, ist all das, was unsere Kultur banalisiert, Güter unserer Kultur durch geringwertige Surrogate ersetzt. Wir haben uns gegen all das zu wehren, was mit Vorsilben wie «pop-», «soft-», «fast-», «light-», «junk-», «easy-» beginnt.

Und, da wir gerade die Ein-Silben-Grenze überschritten haben, können noch «instant-», «convenience-» und «Halbfett-» hinzugefügt werden.

Und damit sind wir bei der Küche angekommen.

## **DIE KÜCHE**

Auch hier ist nicht alles gut, was abendländisch ist. «Bonbon» bedeutet (meines Wissens) wörtlich ins Chinesische übersetzt: «Chow-Chow» – demnach scheinen Chinesen einen besseren Geschmack zu beweisen als etliche Abendländer. Und wenn Jean Paul Sartre die Welt «cette ignoble marmelade» nannte, so ist seiner Weltverachtung scharf zu widersprechen; die kulinarische Wertung aber, die ihn «Marmelade» als Gleichnis wählen läßt, ist berechtigt. Dennoch gehört Marmelade, geboren aus der Not einer Zeit, die Obst nicht anders über den langen Winter hin zu konservieren wußte, anscheinend unausrottbar zur europäischen Kultur.

---

<sup>12</sup> W.H.W: Triumphus stultitiae / Der Triumphzug der Dummheit; E&E 17 (2012), S. 20-38

Nichtsdestoweniger ist unsere Kultur reich an Köstlichkeiten. Keine andere Kultur kann abendländischem Käse Gleichwertiges gegenüberstellen. Seit die islamische Herrschaft den Weinanbau im Morgenland so sehr beschränkt hat, ist auch die abendländische Weinkultur die bedeutendste; noch mehr gilt das von Spirituosen. Und zu Recht haben die französische und die italienische Küche einen ausgezeichneten Ruf.

Viele dieser Köstlichkeiten sind allerdings in der Krise. «Artgerechte Tierhaltung» klingt moralisch (Moral ist natürlich auch ein Teil unserer Kultur, aber um sie geht es hier ja nicht), doch geht es dabei um mehr. Schon vor fast einem halben Jahrhundert erklärte ein Bauer meinem Vater, Fleisch von Schweinen, wie er sie verkaufe, würde er natürlich niemals selber essen; Schweine für den eigenen Verbrauch ziehe er ganz anders auf. Es gibt hierzulande eine außerordentliche Menge köstlicher Obstsorten; man findet sie an den Erzeugerständen der Märkte, in den Geschäften aber kaum – dort wimmelt es von geschmacksarmen deutschlandweit verkauften Sorten der Agrarindustrie.

Doch nicht nur von der Agrarindustrie droht Gefahr.

### **Bratlinge und Putenfleischstreifen**

Selbstverständlich darf ein Mensch, der kein Fleisch mag, vegetarisch leben. Und wenn jemand auf Fleisch verzichtet, weil er die Zustände bei der industriellen Viehzucht und an modernen Schlachthöfen verabscheut, ist das sehr zu achten (er hat natürlich keinen Grund, das Fleisch eines Tieres, eines Huhnes etwa oder einer Gans, auszuschlagen, das jemand auf dem eigenen Hof liebevoll aufzieht und selber schlachtet).

Selbstredend aber ist es erlaubt, Fleisch zu essen, außer natürlich am Freitag oder in der Fastenzeit; viele Fleischgerichte sind abendländische Kulturgüter.

Natürlich muß es nicht jeden Tag Fleisch oder Fisch sein; es gibt genug köstliche Gerichte aus Gemüse und Laktizinen. Kurios ist es nun, wenn jemand vegetarisch leben will und Bratlinge ißt. Nun gut, Frikadellen gehören zur deutschen Küche; sie sind nicht deren Höhepunkt, aber was soll man sonst aus übriggebliebenem Gehacktem machen? Aber eigentlich Frikadellen essen zu wollen und, um vegetarisch zu leben,

Frikadellensurrogat zu essen, Bratlinge also, das ist nicht abendländisch.

Aber es gibt noch Schlimmeres: wenn, weil man meint, zu jeder Mahlzeit gehöre Fleisch, jeglichem Gericht bis zur Geschmacklosigkeit haltbare und zubereitete Geflügelstreifen aus dem Geflügel-Gulag beigegeben werden. Solche Putenfleischstreifen sind ebensowenig abendländisch wie Bratlinge.

### **Salatsauce und Dressing**

Eigentlich gehört zu einem Salat eine Salatsauce, doch seit Jahren gibt es statt dessen sehr oft ein „Dressing“; und das bedeutet regelmäßig, daß der Salat nicht schmeckt.

Was aber ist ein Dressing?

Zunächst: was ist eine Salatsauce?

Sehen wir einmal ab von der Kuriosität des Wortes: „Salat“ und „Sauce“, beide Wörter sind von „sal“ abgeleitet, beide bedeuten „gesalzen“. Also, davon nun abgesehen: In Italien stellt man Essig, Öl, Salz und Pfeffer auf den Tisch und überläßt es einem jeden, sich selber seine Sauce zu bereiten. In Deutschland wird aus ebendiesen Zutaten schon in der Küche die Sauce gefeertigt, zur französischen Sauce de salade kommen gerne noch Kräuter hinzu. Ein prominenter französischer Koch schlägt noch einige Varianten vor: anstelle von Essig und Öl Zitrone und Sahne oder Senfmayonnaise; oder Eigelb und Senf hinzufügen; oder angebratenen Speck anstelle des Öls (bitte nur für robusteren Salat).

Mayonnaise: das heißt Öl, Weißweinessig oder Zitrone, Eigelb, Salz, Pfeffer. Senf: Senfkörner, Verjus oder Essig, vielleicht auch Zitronensaft, Salz und Wasser.

Auf der Suche nach Dressing stoße ich auf „French Dressing“. „French“ ist Englisch, bedeutet „französisch“. Hat also French Dressing etwas mit solchen französischen Salatsaucen zu tun? Ich begeben mich, ausgerüstet mit einem Photoapparat, in einen Supermarkt; dort ist French Dressing verschiedener Herstellung zu finden.

Erster Bestandteil bei allen: Wasser. Franzosen legen großen Wert darauf, den Salat zu schleudern, damit kein Wasser

mehr daran haftet. Eine Salatsauce, deren Hauptbestandteil Wasser ist: dortzulande undenkbar.

Zweiter Bestandteil: pflanzliches Öl. In Ordnung.

Dritter Bestandteil: mal Branntweinessig, mal Zitronensaft. Soweit nun gut! – ein Franzose würde Weinessig vorziehen. Bei zwei weiteren aber findet sich an dieser Stelle Glukose-Fruktose-Sirup, womit der Rubikon zur Ungenießbarkeit schon überschritten ist. Bei den anderen findet sich an vierter Stelle Zucker, der auch bei den beiden ersteren etwas später, noch vorm Salz, auftaucht; und „modifizierte Stärke“ erscheint ebenfalls bei allen.

Also: French Dressing ist im wesentlichen ein Pamp aus Zucker und minderwertigem Mehlersatz mit einigen zusätzlichen Geschmacksträgern; mit französischen Salatsaucen hat er nichts zu tun.

Die Netzrecherche ergibt, daß der Ausdruck „French Dressing“ von einer texanischen Sauce herrühre. Nun liegt zwar Texas in der Nähe von Louisiana, doch französisch war es nie.

Doch was ich als Rezept fürs texanische French Dressing finde, klingt recht kultiviert: Öl und Essig – und zwar Weißweinessig! – erscheinen dort im richtigen Mischungsverhältnis, und zum Rezept gehört weder Glukose-Fruktose-Sirup noch modifizierte Stärke und ebensowenig Zucker oder Mehl. Allerdings wird da – nicht mehr abendländisch – Tomatensuppe beigegeben, was das Wasser in jenen Zutatenlisten erklären mag; und die dürfe durch Ketchup ersetzt werden. Womit man nun doch in der Nähe des industriegefertigten French Dressings angekommen ist.

Es liegt nicht am „French“: andere Dressings sind nicht grundlegend anders; auch bei ihnen ist der erste Bestandteil Wasser, Zucker folgt an dritter oder vierter Stelle, und modifizierte Stärke fehlt ebensowenig wie „Verdickungsmittel“.

### **Tomatensauce und Ketchup**

Was aber ist Ketchup?

Als Suppe ist Ketchup in unseren Regionen nicht in Gebrauch, wohl aber als Ersatz für Tomatensauce.

Zunächst Tomatensauce: eine einfache Köstlichkeit, bereitet aus zerkleinerten Tomaten, Öl, Zwiebel, Knoblauch, Kräutern und Gewürzen.

Und Tomatenketchup? Bei der Expedition in einen Supermarkt sehe ich auch danach.

Bei einem „Premium Tomatenketchup“ erscheinen als Zutaten Tomatenmark, Zucker, Branntweinessig, Speisesalz, Senf, Gewürze. Bei anderen Versionen erscheint auch mal Wasser, so auch bei einem „Bio Tomatenketchup“, und modifizierte Stärke. Ein Ketchup, der «seinen unnachahmlichen Geschmack durch die Herstellung nach Original-Rezeptur» erhält, verzichtet auf Wasser und Stärke und verwendet mehr Branntweinessig als Zucker, aber ersetzt die Gewürze größtenteils durch Extrakte.

Tomatenketchup ist demnach ein Brei, bei dem Zucker und Branntweinessig wetteifern, den Geschmack zu bestimmen; Verlierer ist der Geschmack.

Salatsauce und Tomatensauce sind Kulturgüter der abendländischen Küche, Ketchup und Dressing seien ferne.

## **Kaffee**

Kaffee ist (nächst dem Wein) das christliche Getränk kat' exochén; die Vorsehung ließ es im christlichen Äthiopien entdeckt und kultiviert werden.

Doch die anderen christlichen Länder sind durch den islamischen Machtbereich von Äthiopien getrennt. So mußte die Vorsehung sich größtenteils muslimischer Araber und zu allermeist muslimischer Türken bedienen, um dieses Getränk in die nördlicheren christlichen Länder, nach Europa, nach Armenien gelangen zu lassen. Natürlich dürfen diese Muslimûm sich auch weiterhin des Kaffees erfreuen, doch haben ihn die Türken weitgehend durch einen für den Abendländer ungeeigneten Tee ersetzt.

Im christlichen Orient und in den Ländern griechischer Kultur wird der Kaffee als Mokka bereitet: in einem Metallkännchen kaltes Wasser über das Kaffeemehl, das dann aufkochen lassen. Im Raum der lateinischen Kultur hat sich in ro-

manischen Ländern die Zubereitung als Espresso ausgebreitet: der Wasserdampf steigt von unten durchs Kaffeemehl und kondensiert dann in der Kanne.

Im nördlicheren Europa dagegen wurde der Kaffee gebrüht: heißes Wasser wird aufs Kaffeemehl gegossen.

Jede dieser Zubereitungsarten gibt ihren besonderen Geschmack; der der nördlicheren ist etwas milder, diese Zubereitung begünstigt aber den Konsum des heißen Getränks in größeren Mengen – in kalten Regionen ein bedeutsamer Vorteil. Die erste Zubereitungsart ist morgenländisches, die beiden anderen sind abendländisches Kulturgut.

Doch dann geschah das Unheil, es kam zu Anfang des XX. Jahrhunderts von Dresden her (Dresden ist die Stadt, der katholische Könige eine großartige Barockarchitektur haben zuteil werden lassen, in der aber das Königshaus selber in seiner Hofkirche einen breiten Umgang einbauen lassen mußte, weil das protestantische Bürgertum keine Prozessionen duldete).

In dieser Stadt protestierte eine Frau gegen den Prütt im Kaffee dadurch, daß sie ihn durch Papier vom Getränk trennte. Die Folge: der Kaffee verlor viel an Geschmack. Doch offenbar scheuten viele ihrer Mitbürger ebenso wie diese Frau den Prütt im Kaffee mehr als schlechten Geschmack; so breitete sich dieser Prüttprotestantismus immer weiter aus, über das ganze protestantische Europa und noch darüber hinaus – soweit ich sehen kann, ist die gute alte mitteleuropäische Kaffeebereitung nur noch in Polen und wohl einigen anderen ostmitteleuropäischen Länder sowie in sehr traditioneller deutscher Küche erhalten geblieben.

Tee aber ist ein ost- und südasiatisches Getränk; im Abendland ist er ein (sehr zu schätzender) exotischer Gast. Natürlich ist Schwarzer Tee, wie er in gewissen nordwesteuropäischen Gegenden oft getrunken wird, so ungenießbar zubereitet, daß er nur mit viel Milch und Zucker eingenommen werden kann, kein abendländisches Kulturgut.

### **Suchtmittel**

Man kann den Konsum von Suchtmitteln allgemein ablehnen (für mich selbst tue ich das); das erledigt aber nicht die

Frage, ob sie zur abendländischen Kultur gehören. Und natürlich ist zunächst Unterscheidung vonnöten nach dem Rechtsprinzip: «Abusus non tollit usum.»

Die Suchtmittel, die im Abendland eine besprechenswerte Rolle spielen, sind Tabak und Zucker.

Natürlich könnte man noch das Glücksspiel hinzufügen; aber wie man auf abendländische Weise das Geld verspielt, das man hat oder auch nicht hat, um sich am Ende auf kultivierte Weise das Leben zu nehmen, das zu erörtern mütete ich mir nicht zu.

Ob es bei Schnupftabak «usum» geben kann, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls aber zeigen die Schnupftabakdosen in vielen Museen, daß er zur abendländischen Kultur gehörte; und zugleich wird jeder, der je jemanden neben sich hat schnupfen hören, froh sein, daß dieses Kulturgut sich weitgehend in die Museen zurückgezogen hat.

Das Rauchen von Zigarren oder Pfeife aber gibt es weiterhin in unserer Kultur. Und jene Anekdote von den Herren v. Bismarck und v. Moltke und den beiden Zigarren bei der Schlacht von Königgrätz zeigt (so unerfreulich auch solcher Genuß angesichts der Schlacht ist), daß es bei Zigarren anscheinend wirklich Genuß gibt. Doch die Zigarette (Tabak mit Papier: das Gegenstück zum Filterkaffee) dient offensichtlich keinem Genuß, sondern nur schneller Suchtbefriedigung; sie gehört durchaus nicht ins Abendland.

Ebenso kann man Süßwaren wie Pralinen als Kulturgüter sehen; anderes dagegen wie etwa Schokoriegel dient offensichtlich nur schneller Suchtbefriedigung und gehört keinesfalls ins Abendland.

Doch nicht nur bei so edlen Dingen wie Speisen und Getränken ist die Frage zu stellen, was eigentlich abendländisch ist; es gilt auch hinabzusteigen in die Untiefen des alltäglichen Lebens.

## INDUSTRIE, KOMMERZ UND SPORT

### Industrie und Kommerz:

In älterer Zeit – in einer alten ostwestfälischen Industriestadt: ein Industriebau des XIX. Jahrhunderts, die Ravensberger Spinnerei, ist heute denkmalgeschützt, ihre Räume werden heute als Volkshochschule, werden von einer Künstlervereinigung genutzt. Ein gründerzeitlicher Fabrikbau, zumindest noch in den neunziger Jahren des XX. Jahrhunderts als Fabrik genutzt, ist mit seiner ansprechenden Architektur heute zum Teil zumindest geschütztes Industriedenkmal. Anderswo, oft allerdings verfallen, gibt es ebenso alte Industriebauten hoher architektonischer Qualität.

Und heute – in den meisten Großstädten erlebt man es, weltweit: fährt man durch die Vororte in die Stadt ein, so kommt man durch eine weite Zone abstoßender Gewerbebauten, Fabriken und Einkaufs-„Centers“ weitab der Innenstädte. Vor einigen Jahrzehnten sprach man bei einer gewissen verbreiteten Art moderner Architektur von „Schuhschachteln“; heute erschiene bei diesen Bauten Schuhschachtel geradezu als Beschönigung, denn eine solche hat zumindest einen Dekkel, der wenigstens ein architektonisches Gestaltungselement darstellte. Nunmehr sind Tankstellen mit ihren Überdachungen über den Zapfsäulen mancherorten noch das ästhetisch Erträglichste.

Und man ist noch zufrieden, wenn sich solche Bauten auf ihre Zonen am Stadtrand beschränken.

Nein, hier soll nicht die Industrie des XIX. Jahrhunderts idealisiert werden: die Arbeitsbedingungen waren meistens schlecht, die Löhne gering, die Produkte oft für viele zu teuer. Allerdings: der Fortschritt ist real, aber begrenzt – die Arbeitssicherheit hat sich verbessert, die Löhne sind gestiegen, die Preise gesunken; aber den höheren Löhnen stehen Arbeitsverdichtung (vulgo: Streß) und, wieder einmal, hohe Arbeitslosigkeit gegenüber, den gesunkenen Preisen geplante Obsoleszenz (die mein Vater in seiner Branche schon vor Jahrzehnten beklagte) und gesunkene Kaufkraft infolge von Arbeitslosigkeit und aktuell geschrumpften Sozialleistungen gegenüber.

Das moralische Niveau der alten Industriekultur war im Großen und Ganzen gering, doch das kulturelle Niveau sehr

viel höher als das unserer Zeit. Im Großen und Ganzen gering: es gab durchaus Ausnahmen: die Essener Margarethenhöhe aus dem frühen XX. Jahrhundert verbindet sozialen und kulturellen Anspruch; und selber habe ich einen beträchtlichen Teil meiner Kindheit in einer Bergarbeitersiedlung im Ruhrgebiet verbracht, die Wohnqualität und angemessene nachbarschaftliche Integration verband.

Was prägt den heutigen Industriestil? Von Effizienz ist oft die Rede, aber das ist nicht alles, nicht einmal das vorherrschende. Von der Deutschen Bahn, die einstens als Bundesbahn schon dazu neigte, sich wie ein kommerzielles Unternehmen zu verhalten, dann sich durch „Privatisierung“ geradezu dazu aufgefordert sah, wurde vor zehn Jahren ruckbar, daß sie in beträchtlichem Ausmaß Gleise stilllegte und abbaute, die eigentlich für die Anschlußmöglichkeiten im Bahnverkehr wichtig waren, weil, wie damals Boris Palmer feststellte, dadurch bei einem eventuellen Börsengang nach einer abstrusen Betriebswirtschaftsmathematik durch Verringerung des Anlagevermögens die Kapitalrendite gestiegen und somit der Börsenwert gewachsen wäre.

Was die Industrie und Kommerz offenbar heute vor allem produziert, sind Zahlen (vor nicht allzulanger Zeit war es der „shareholder value“), vorzuweisen bei Aktionärs- und ähnlichen Versammlungen; die Realität erscheint von geringer Bedeutung. Diese Arithmomanie ist nicht abendländisch. Stelle die Industriekultur der Gründerzeit bei allen moralischen Defiziten doch in ihrer äußeren Erscheinung noch eine Beitrag zur abendländischen Kultur dar: die heutige tut das nicht mehr.

### **Sport:**

Sport genoß in der klassischen Antike große Beliebtheit; in Ilias, Odyssee und Aeneis werden ausführlichst Sportspiele beschrieben, gerne recht blutig. Diese Beliebtheit führte dazu, daß römische Autoren wie M. Tullius Cicero die Jahre nicht „ab urbe condita“ zählten, sondern nach Olympiaden. Demnach gehörte damals Sport zur abendländischen Kultur. Doch auch die Kritik daran ist abendländisch, ist schon antik: bei

Aurelius Augustinus hieß Sport nicht einfach „circenses“, sondern „insania circensium“.

Bis heute gibt es Spiele, die man mit Fug und Recht als Sport bezeichnen könnte und die zur abendländischen Kultur gehören: den Palio in italienischen Städten, die Stierläufe und -kämpfe in Septimaniern, Spanien und Portugal.

Die moralische Bewertung des Stierkampfes ist hier nicht das Thema. Ich selber möchte mir keinen ansehen; die Kritik daran allerdings erscheint mir sehr inkonsequent: Die menschliche Brutalität, die dabei an den Tag gelegt wird, ist sicher nicht größer als die bei einem Boxkampf; die Verletzungen, die die Menschen dabei erleiden können, sind sicher nicht schlimmer als die bei einem Autorennen; das Schicksal des Stiers ist sicher nicht übler als in einem einschlägigen mitteleuropäischen Schlachthof.

Doch an solche Spiele ist nicht gedacht, wenn von Sport die Rede ist. Was nun pflegt heute damit gemeint zu sein?

Zur Begründung des Schulsports mußten wir Schüler immer wieder hören, Bewegung sei gesund, darum müsse Schulsport sein.

So stellt sich die Frage, was Sport mit Bewegung zu tun hat.

Im Blick auf den Schulsport jedenfalls ist die Antwort leicht. Es gab die sogenannte Leichtathletik: wir mußten lange anstehen, um dann 50, 75 oder gar 100 m zu laufen, um einen Sprung zu tun oder etwas zu werfen oder (Kugel) zu „stoßen“. Andererseits gab es Geräteturnen: da standen ein „Reck“, ein „Barren“ oder ein Kasten, oder da lagen einige Matten; wir standen lange davor an, um dann eine kleine Übung auszuführen oder (ich) es zumindest zu versuchen.

Schulsport hat wenig mit Bewegung zu tun, umso mehr mit Anstehen.

Es gibt aber auch anderen Sport. Ich wohne in der Nähe eines großen Fußballplatzes. Fußballfans („Fans“: vulgo für „Fanatiker“) geben sich praktischerweise gerne zu erkennen durch einschlägige Schals. Hier wurden meine Vorurteile widerlegt: nicht, wie ich meinte, mit Bierbüchsen, sondern mit Bierflaschen ziehen die Leute zum Fußballplatz. Das weitere ist leicht akustisch wahrnehmbar: es wird gegrölt. Viele Menschen, auf engem Raum zusammengepfercht, schwenken Bierflaschen

und grölen: das ist die vorherrschende Bewegungsweise bei dieser Sportart. Nun ja, es gibt – aus dem Zug heraus kann man es öfters beim Vorbeifahren an ländlichen Sportplätzen beobachten – in der Mitte des Fußballplatzes auch einige Leute, die sich real bewegen; aber vom Zahlenverhältnis her spielen die zumindest bei großstädtischen Fußballplätzen eine geringe Rolle. Etwas mehr Bewegung gibt es bei dieser Sportart durch Prügeleien; aber durch starke Polizeipräsenz wird das dankenswerterweise weitgehend eingeschränkt. Die Polizisten aber stehen die meiste Zeit bei ihren Sporteinsätzen herum; also sind auch sie es nicht, die Sport mit Bewegung verbinden. Doch auch der Fußballkonsum auf dem Sportplatz, so habe ich in Erfahrung gebracht, ist nicht die vorherrschende Art, diese Sportart zu betreiben: vorherrschend ist der Konsum am heimischen Fernsehgerät. Daß auch damit Bierkonsum verbunden ist, wird glaubwürdig behauptet; ansonsten hat Sport dieser Art jedenfalls wenig mit Bewegung zu tun.

Aber ich will beim Sport, etwas willkürlich, doch noch suchen, wo Bewegung eine Rolle spielen mag.

Vom Münsteraner Professor Witte lernte ich dereinst: er gehe gerne morgens sehr schnell zum Institut; doch das sei noch kein Sport. Er sehe auch auf die Zeit und freue sich, wenn er es einmal etwas schneller geschafft habe; aber auch das sei deshalb noch kein Sport. Sport wäre es erst, wenn Leute dabei stünden und leidenschaftlich seine Schnelligkeit beim Gang zum Institut anpriesen.

Wenn einmal der Blick auf die in fast allen Zeitungen gegenwärtige Sportseite fällt, so sieht man vor allem: Zahlen, verschiedenste Zahlen.

Professor Witte hatte recht: Zeitmaße, überhaupt Zahlen, und Publikum, das ist es, was den heutigen Sport ausmacht. Er ist eine Leistungsindustrie für ein mit wunderlicher Leidenschaft interessiertes Publikum, er unterliegt der gleichen Arithmomanie wie die übrige Industrie und ist ebensowenig abendländisch wie diese.

Doch mit so trivialen Dingen wie Industrie, Kommerz und Sport kann noch weniger als mit Speisen und Getränken die Frage ausgeschöpft werden, was eigentlich abendländisch ist.

## BEGRIFFE UND WAHRHEIT

Die Wahrheit, die durch Denken zu erkennen ist, haben die Griechen zu erforschen begonnen, die transzendente Wahrheit verdankt das Abendland der israelitischen und christlichen Offenbarung: die Erkenntnis der Wahrheit ist ein zentrales Thema, ein zentraler Wert der abendländischen Kultur.

Spätere Jahrhunderte widmeten sich anderen Anliegen<sup>13</sup>.

In einem scheinbar ganz anderen Bereich, der Moral, postulierte Thomas Hobbes einen etatistischen Positivismus, der die christliche Offenbarung und auch das griechisch-römische Erbe beiseite schob: es gebe keine moralischen Werte außer der vom Staat gesetzten. Das fand durchaus keinen allzu verbreiteten Beifall; doch heute, nach dreieinhalb Jahrhunderten, scheint Hobbes postumen Erfolg zu haben: daß moralisch zu beanstandendes Verhalten damit gerechtfertigt wird, das sei doch nicht verboten, sei doch legal, ist in der Öffentlichkeit oft zu hören.

Scheinbar ist die Moral ein ganz anderer Bereich als die Wahrheit, der Logos ist dem Ethos gegenüberzustellen. Doch ist letztlich das Ethos an die Wahrheit gebunden: **«Wer aber die Wahrheit tut, kommt zum Licht, damit seine Werke offenbar werden, weil sie in Gott getan sind»**, heißt es im Evangelium (Joh. 3, 21).

In der weiteren Entwicklung der englischen Philosophie zeigte sich in der Tat, daß nicht nur die dem Menschen vorgegebene, keiner Willkür unterworfenene Moral angegriffen war, sondern auch die Frage nach der Wahrheit.

David Hume lehnte das systematische logische Denken in der Philosophie ab, gab dem gegenüber dem «untrüglichen und unwiderstehlichen Natur-Instinkt» den Vorzug, dessen vorgebliche Aussagen er dann selber ohne eigentliche Argumentation festsetzte.

---

<sup>13</sup> Siehe: W.H.W: Szenen aus der Geistesgeschichte des Wirtschaftsliberalismus. E&E 13 (2008), S.2-15

In unserer Zeit wird der von Hobbes im Bereich der Moral geforderte Eatismus immer mehr im Bereich der Begriffe durchgesetzt.

Der Begriffe – nur eine Quisquilie?

Seit dem II. Jahrhundert sind der Christenheit die «lógoi spermatikoí» ein Begriff, Samen des göttlichen Logos, Christi also, die schon vor seiner Menschwerdung ausgestreut worden sind. Justinus Martyr dachte natürlich an die Philosophen der klassischen Antike, bei denen sich solche Samen finden; aber ebenso lohnt es, bei Philosophen anderer Kulturen zu suchen.

So bei Konfuzius (*K'ung [fu] tzi*).

«.. um die Regierung auszuüben. Was würde der Meister zuerst in Angriff nehmen?» Der Meister sprach: «Sicherlich die Richtigstellung der Begriffe.» ... «.. **Wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht; stimmen die Worte nicht, so kommen die Werke nicht zustande; ...**» (Lun Yü, XIII, 3, nach der Übersetzung von Richard Wilhelm).

Ist es zu glauben, daß das Quentchen «Quäntchen» zu schreiben sei, als hätte dieses Wort, für das in besseren Lexika noch die ältere Form «Quint» angegeben ist, etwas mit «Quantum» zu tun?

Ist es zu glauben, daß die Woche mit dem Montag anfangt, jenem Tag, der auf Portugiesisch *segunda-feira*, der auf Griechisch *Δευτέρα*, der auf Arabisch *يوم الاثنين* heißt, der zweite Tag aber die *terça-feira*, die *Τρίτη*, der *يوم الثلاثاء* sei, der Mittwoch der dritte der sieben Tage der Woche sei?

Ist es zu glauben, daß, wenn die Sonne an einem Frühlings- oder Sommertag ihren höchsten Stand erreicht hat, also der Natur nach Mittag ist, es ein Uhr (in Görlitz) oder gar schon halb zwei (am Rhein) sei, daß die Sankt-Petersburger Zeit, der diese Zeitangaben folgen, die «Mitteleuropäische Sommerzeit» sei?

Auf den Spuren von Thomas Hobbes etatistischem Positivismus und David Humes' Denkabstinz: als Wahrheit wird nicht mehr das anerkannt, was vernünftig erkannt wird. Mehr

und mehr will es statt dessen der Staat sein, der die Wahrheit festlegt.

Ich erinnere mich, was ich einmal bei George Orwell von einem «Minitruth» gelesen habe.

## NEUES GEISTLICHES LIEDGUT SEIT DEM XIII. JAHRHUNDERT

In der Bibliothek des niederbayerischen Benediktinerklosters Weltenburg wurde kürzlich bei einem Großputz ein Lied gefunden, das offenbar die Vorlage eines mündlich über viele Jahrhunderte tradierten und mehrfach übersetzten Liedes ist. Datiert wurde es auf die zweite Hälfte des XIII. Jh.s – eine wirtschaftlich ebenso wie spirituell schwierige Zeit des Klosters, mit existentieller Not und häufig wechselnden Äbten. Der einfacheren Lesbarkeit gebe ich das Lied hier in der gebräuchlichen klassischen Schreibweise an; das Original benutzt Kürzel und schreibt, wie im Mittelalter üblich, keine Diphthonge, sondern e (also *fenum* statt *fœnum*, *equat* statt *æquat*).

fœnum ripamque æquat Dei amor,  
ventos in campis atque patriam.  
nobis est hic manendo vel cedendo,  
liberrime dicendo sic et non.  
fœnum ripamque æquat Dei amor,  
ventos in campis atque patriam.

quæsumus ad agendum libertatem,  
ut nosmetipsos illa seruiat.  
libertas patet somniis. ex illa  
arbor et flos immittunt radices.  
fœnum ripamque æquat Dei amor,  
ventos in campis atque patriam.

heu separati homines sunt muris,  
quasi trans clatros nos adspicimus.  
et ipsi servi sumus in catenis

fictis de ferro nostri timoris.  
fœnum ripamque æquat Dei amor,  
ventos in campis atque patriam.

Domine iudex, solus liberator,  
libertas stabit si tu nos exsolvas.  
libertas in quocumque gente valet  
quoad dilectio nos amplectitur.  
fœnum ripamque æquat Dei amor,  
ventos in campis atque patriam.

Damit ist auch der Grund für ein erzürntes Schreiben des Abtes Konrad II. an einen gewissen Bruder Wilhelm klar; der Gescholtene kann eindeutig mit dem Autor dieses Liedes identifiziert werden. (Der Brief ist einem kleinen Forscherkreis schon lange bekannt und galt bisher als rätselhaftes Curiosum der Klostergeschichte.) Auch eine genauere Datierung ist nun möglich: Konrad II. war 1277 und dann noch einmal 1283 Abt von Weltenburg.

Konrad schreibt:

conradus guilelmo fratri in xsto.

nil habeo contra poesia ad maiorem dei gloriam, plane nihil,  
ut bene notum est omnibus. eciam cantica minora non modo  
sunt toleranda sed laudanda ut dilectionis filialis expressio,  
ne uituperatus quidam poeta perdat animum scribendi at-  
que laudandi.

hec dicta, multa mihi sunt dicenda contra illud carmen. dei  
dmni dilectio certssm non equat fenum quod floret mane,  
sero efflorebit, nec uagi ripas fluminis, nec uentos uertentes,  
unice verbum de patria conprobem. quod attinet muros, illi  
huius claustris te seruent e seculi vi noxia, caue autem ne  
eam portas in illos!

quia puluis es frater, et sicut fenum, et dies tue sicut umbra  
pretereunt, hoc in tempore penitentiam age. aufer hoc car-  
men antequam dmns te auferat.

Zu Deutsch:

Konrad an Wilhelm, Bruder in Christo.

Ich habe nichts gegen Dichtung zur höheren Ehre Gottes, gar nichts, wie allerseits wohlbekannt ist. Auch geringere Lieder sind nicht nur zu dulden, sondern zu loben als Ausdruck kindlicher Liebe, damit nicht irgendein gescholtener Dichter den Mut zu schreiben und zu loben verliere.

Dies vorausgeschickt, habe ich vieles zu sagen gegen dies Lied. Gottes, des Herrn, Liebe gleicht ganz gewiß nicht dem Gras, das frühmorgens blüht und spätabends verwelkt, und nicht den Ufern des wandelbaren Flusses, und nicht den drehenden Winden, und nur das Wort von der Heimat will ich billigen. Was die Mauern angeht, die dieses Klosters mögen dich vor dem schädlichen Einfluß der Welt bewahren, hüte dich aber, diesen [Einfluß] in sie zu tragen!

Weil du Staub bist, Bruder, und wie Gras, und deine Tage wie Schatten vorübergehen, tu in dieser Zeit Buße. Vernichte dies Lied, ehe der Herr dich vernichtet.

Warum Bruder Wilhelm der Forderung des Abtes nicht nachgekommen ist und was aus ihm geworden ist, ist bislang unbekannt. Aber Weltenburg steht jedenfalls immer noch.

Da bleibt uns nur, fröhlich anzustimmen:

amor Dei tam mirabilis,  
amor Dei tam mirabilis,  
amor Dei tam mirabilis,  
tam mirabilis!

tam altus quid altior,  
tam profundus quid profundior,  
tam elatus quid elatior,  
tam mirabilis!

Es besteht allerdings Grund zur Befürchtung, daß Bruder Wilhelm weitergemacht hat. An verschiedenen Orten wurden Dichtungen gefunden, die inhaltlich und stilistisch zu dem „Gras-und-Ufer-Dingens“ (wie ein Mediävist sich mir gegenüber ausdrückte) passen.

So wird im folgenden Lied Jesus ausschließlich als „Zeichen“ gesehen. Da liegt nicht die inkarnierte Liebe selbst in der Krippe, sondern ein „Zeichen der Liebe“ – und am Ende geht es beim Kreuzesopfer auch nicht um die Erlösung aller Menschen, sondern um ein „Zeichen der Hoffnung“. Und immer geht es um das menschliche Tun, das hier als wirkmächtig vorgestellt wird. Nun ja.

Dazu paßt übrigens, daß „Freiheit“ im lateinischen Original nicht als „libertas“ steht, sondern als „optio“ – Entscheidungsfreiheit. Klar – wenn man eh alles selber machen muß, muß man auch selbst entscheiden, ob Jesus nun der Herr ist oder nicht.

non ipsis verbis amor,  
amor est in verbis et factis.  
amoris signo Jesus est natus,  
ut signum amoris sæculi.

non ipsis verbis optio,  
optio est in verbis et factis.  
optionis signo Jesus est natus,  
ut signum optionis sæculi.

non ipsis verbis est spes,  
spes est in verbis et factis.  
et spei signo Jesus est natus,  
ut signum spei sæculi.

Eine ungewöhnlich wirkmächtige Geschichte scheint das folgende Lied gehabt zu haben. Es ist in der Tat nicht auszuschließen, daß unsere Ampelfarben in einem ursprünglichen Zusammenhang mit einem mittelalterlichen Lied stehen!

si Maris Rubri undæ sunt virides,  
migrabimus liberi  
migrabimus liberi domum e servitudine.

si nostræ lacrimæ currunt retro  
restabimus ibi  
restabimus ibi, quia fines mutaverunt.

si concædes floret cum rosulis  
restabimus ibi ...

si videmus pomas somnii ...

si vis ponat arma infante adspecto ...

si pererrant horæ et tempus frangit ...

si terra nos præbet civitatem ...

Tatsächlich steht „viridis“ („grün“, bei Hildegard u.a. auch: „lebendig“) in diesem Lied wohl im Sinne von „gangbar“ wie eine Wiese als Gegensatz zu dem unüberschreitbaren Wasser. Im übrigen geht es wieder um unsere Träume, nicht etwa um Gottes Realität, und um das Hierbleiben, nicht etwa um das wandernde Gottesvolk und das Ankommen in der ewigen Seligkeit. Hierbleiben, in dieser Welt, wenn „die Zeit zerbricht“, also das Ende der Zeit gekommen ist – das heißt: nicht in den Himmel kommen.

Ob es sich bei den erwähnten „Früchten des Traums“ (*pomas somnii*) um einen erhofften Erfolg oder eine im Mittelalter bekannte Rauschdroge handelt, ist nicht restlos geklärt.

Der letzte Vers – *si terra nos præbet civitatem* (Wenn das Land uns eine Stadt / ein Bürgerrecht bietet) – ist eine klare Umkehr von Hebr. 13,14: *Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.*

Sollte die Annahme über die Ampelfarben sich als wahr herausstellen, so ist ein Gutteil der heutigen internationalen Gepflogenheiten im Straßenverkehr häretischen Ursprungs. Das nur nebenbei.

Zuletzt mag noch ein Pilgerlied als Anschauungsmaterial dafür dienen, daß mancher Dichter der Christenheit mit gutem Grund nicht kanonisiert wurde:

itineri nos commitemus, ohé!  
itineri nos commitemus, ohé!  
itineri nos commitemus, ohé!  
itineri nos commitemus ad vitam.

*/: Deus, fac corda ocius, ut itineri committamus. :/*

*/: trahe, quem trahimus, funem, ut itineri committamus. :/*

*/: sequere nos vestigiis, ut itineri committamus. :/*

*/: pontes nobis fac aureos, ut itineri committamus. :/*

Ein Wechsel von „Scheuch uns“ und „Mach, was wir wollen“ – nein, das sollten wir von Gott nicht wollen und nicht glauben. Mit dem, auf den man zugehen will, kann man nicht am gleichen Strang ziehen.

## Præfatio

Olim cum nondum XX., sed II. libellorum nostrorum edendum esset, præcepit Editor ut de pulchritudine tractetur. Et nemo id fecit nisi ego, ne Editor quidem ipse.

Aliquando autem cum nihil antea esset pactum, ecce articula libelli (XVII), tractabant libertatem.

Et tale nunc iterum evenit: cum nihil antea esset pactum, ecce duo articula tractant miracula, duo articula Bruce citant Marshall.

Et rursus perlustravi latitudinem interretis, inveni florem Rheno Rubroque Rivo rigatam, et iterum carpsi et plantavi eam in hunc libellum, ne quod edimus egeat mystica.

Et ecce nostri libelli gratia Calliopes famosa Recitatrix descendit inter purgamina ad indagandas extremas radículas Novæ spiritu egentium carminum copiæ (NSC; *theodisce*: NGL); videte quas ejus ingenium invenerit in nostra tempora usque haud lucescentes, sed caligantes.

Valete omnes!

*W. H. W*

# Ewald & Ewald

## Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst

Ausgabe 20

3. Oktober 2015

Am Fest der heiligen Ewalde (niger albusque), Patrone des Niederrheins

Herausgeber: Thomas Baumann, Hünxer Str. 42, 46535 Dinslaken

Graphik: pro manuscripto gedruckt

*WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT*

Miscellanea über Glauben und Wissen, Natur und Bewußtsein 2

*ULRICH TERLINDEN*

Wunder – Wahrheit – Wirklichkeit 7

*THOMAS BAUMANN*

Felix culpa – Von der Notwendigkeit der Sünde 27

*WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT*

«Kyrie eleïson» 30

*THOMAS BAUMANN*

Mystik jetzt 33

*WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT*

Was ist eigentlich abendländisch? 34

*CLAUDIA SPERLICH*

Neues Geistliches Liedgut seit dem XIII. Jahrhundert 49

praefatio 55

Unser Spendenkonto: Orietur Occidens

Kto.-Nr.: 22 094 300 • Darlehnskasse Münster eG. • BLZ: 400 602 65

Sie finden uns internett unter [www.occidens.de](http://www.occidens.de)